



Juni 2019 34

Museumsblätter

Mitteilungen des
Museumsverbandes Brandenburg

Literaturmuseen in Brandenburg – Eine Reise durch die Jahrhunderte

Brandenburg als Literaturlandschaft

Von „Sandpoeten“ und Romantikerinnen

Das 19. Jahrhundert – mehr als nur Fontane!

Überraschend vielfältig: märkische Dichterinnen und Dichter
im 20. Jahrhundert



**Museumsverband
des Landes
Brandenburg e.V.**

Impressum

Museumsblätter – Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg
Herausgegeben vom Museumsverband des Landes Brandenburg e.V.
Am Bassin 3, 14467 Potsdam
Telefon: (0331) 2 32 79 11
info@museen-brandenburg.de
www.museen-brandenburg.de

Redaktion Alexander Sachse, Susanne Köstering, Philipp Herb, Arne Lindemann
Layout und Satz Dörte Nielandt

Titelbild Blick in die Ausstellung „fontane.200/Autor“ im Museum in Neuruppin.
Die Leitausstellung zum brandenburgischen Fontane-Jahr ist vom 30. März bis 30. Dezember 2019
zu sehen.

Druck Brandenburgische Universitätsdruckerei Potsdam
Auflage 800
ISSN 1611-0684

Gefördert mit Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur
des Landes Brandenburg

Editorial

Literaturmuseen in Brandenburg – im „Fontane-Jahr“ 2019 widmen wir ihnen endlich ein eigenes Heft der Museumsblätter. Denn diese Sparte unserer Museumslandschaft ist in ihrer Vielgestaltigkeit und Farbigkeit eine eigene Betrachtung wert und fehlte bisher in der Gesamtschau unserer Museumsblätter.

Es gibt unterschiedliche Gründe, einer Dichterin, einem Schriftsteller, einer Autorin ein eigenes Museum zu widmen. Entweder ist sie oder ist er an diesem Ort, vielleicht gar in diesem Haus geboren worden, hat dort gewohnt, gearbeitet, war vielleicht auch nur auf der Durchreise oder starb hier. Manche Schriftsteller „schlüpfen“ auch in einem Geschichtsmuseum unter, wie zum Beispiel Gertrud Kolmar im Museum Falkensee, Ehm Welk im Stadtmuseum Angermünde oder auch Eva Zeller im Handwerkerhof Görzke. Theodor Fontane residiert seit Langem, nicht erst seit der Leitausstellung 2019, im Museum Neuruppin und hat es zudem in Schiffmühle, wo zuletzt sein Vater lebte, zu einem nach ihm benannten Museum gebracht. Sie alle hinterlassen poetische Spuren in der Erinnerungslandschaft des betreffenden Ortes und seiner Umgebung.

Die Art und Weise, wie an sie erinnert wird, hält an manchen Orten am tradierten Ansatz des Gedenkens und Verehrens fest, andernorts geht man zu einer eher analytischen Betrachtung aus verschiedenen Perspektiven über: Mal stehen mehr Inhalt und Form der Texte im Mittelpunkt, mal die lebensgeschichtlichen Kontexte und das gesellschaftliche Klima, mal wiederum zieht die Rezeptionsgeschichte größere Aufmerksamkeit auf sich.

Wenn nicht alles täuscht, geht der Trend gegenwärtig wieder mehr hin zum Werk: Das aufziehende digitale Zeitalter lässt völlig neue Ansätze der Textanalyse entstehen, wie die fontane.200/Autor-Ausstellung in Neuruppin zeigt: Wortwahl und Rhythmen der Fontaneschen Literaturproduktionen können neu durcheinandergewirbelt und aufeinander bezogen werden. Natürlich funktioniert das nur bei Autorinnen und Autoren, deren Werk eine solche digitale Tiefenerschließung „durchgemacht“ hat, in seiner Gesamtheit, oder zumindest in wesentlichen Teilen. Durch den Einsatz digitaler Technologien wachsen auch die Möglichkeiten, virtuell in Erzählungen einzutauchen, den Gang der Geschichten

scheinbar direkt mitzuerleben oder sogar durch virtuelle Schlüsselreize weiterzutreiben. In jedem Fall sind wir auf dem Weg in die digitale Zukunft, und neue Literaturausstellungen werden in einen Dialog zwischen der realen und der virtuellen Welt treten.

Die brandenburgischen Literaturmuseen haben eigene Kreise, in denen sie sich austauschen. Peter Walther vom Brandenburgischen Literaturbüro koordiniert seit vielen Jahren ihr Netzwerk. Er hat uns bei diesem Heft mit wertvollen Hinweisen unterstützt, dafür und für seinen Überblicksartikel sei herzlicher Dank ausgesprochen. Auch innerhalb des Kulturministeriums bilden die Literaturmuseen eine von den übrigen Museen abgeordnete Gruppe, weil sie – aus inhaltlichen Gründen oder einfach aus Tradition – dem Referat für Bibliotheken und Archive angegliedert sind. Referatsleiterin Nicola-Maria Bückmann präsentiert in diesem Heft die Landessicht auf die Literaturmuseen. Das Land Brandenburg hat sich in diesem Jahr besonders für die Literaturlandschaft stark gemacht, indem es zwei einschlägige Landesstiftungen gründete: die Stiftung Kleist-Museum in Frankfurt (Oder) und die Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf für das Künstlerhaus mit Stipendiatenbetrieb, das auch das Bettina und Achim von Arnim-Museum beherbergt.

Für die Gliederung dieses Heftes haben wir uns eine besondere Reihenfolge überlegt, in der wir die einzelnen Literaturmuseen aufscheinen lassen: Wir sortieren nicht nach Bekanntheitsgrad oder Größe eines Museums, auch nicht in geografischer Ordnung (als „Wanderung“), sondern nach den Geburtsdaten der Dichterinnen und Dichter. Deshalb bildet der „Dichterpfarrer“ Schmidt von Werneuchen den Auftakt (1764 geboren in Fahrland bei Potsdam), und Eva Zeller aus Görzke (1923 geboren in Eberswalde) setzt den Schlusspunkt.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Susanne Köstering



MAMA

LUISE

EFFE

BRIEST

ROSWITHA

CHINESE

ROLLO

GEERT VON
INN

MAJOR
CRAN

JOH

BRIES

lein jung groß

Inhalt

Forum

Literaturmuseen in Brandenburg – Eine Reise durch die Jahrhunderte

- 6 **Nicht nur Kleist und Fontane**
Die brandenburgische Literaturlandschaft
drei Jahrzehnte nach der „Wende“
Peter Walther
- 9 Autorinnen und Autoren, denen im Land Branden-
burg Museen und Gedenkstätten gewidmet sind
- 10 **Formen der Landesförderung für Literaturmuseen
und Literaturgedenkstätten**
Nicola-Maria Bückmann
- 12 **Dichterpfarrer und „Sandpoet“**
Ausstellung und Dokumentationszentrum
Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen
Thomas Raveaux
- 14 **„Hast Du ein Häuflein wackrer Leute wohl“**
Landesstiftung Kleist-Museum. Ein Werkstattbericht
Hannah Lotte Lund
- 18 **Adelbert von Chamisso in Kunersdorf**
Ein neues Museum im Oderbruch
Stefan Rohlf
- 20 **„Die Welt umwälzen ...“**
Das Bettina und Achim von Arnim-Museum
im Schloss Wiepersdorf
Norbert Baas
- 24 **Der Papier- und Textarbeiter**
Gespräch zur Fontane-Ausstellung
im Museum Neuruppin
Heike Gfrereis und Peer Trilcke
- 30 **Besuch beim Vater**
Die neue Dauerausstellung im Fontanehaus
Schiffmühle
Michael Zajonz
- 32 **Wohnhaus – Restaurant – Museum. Kulturzentrum?**
Das Gerhart-Hauptmann-Museum in Erkner
Stefan Rohlf
- 36 **Literatur auf dem Galgenberg**
Das Christian-Morgenstern-Museum
Jürgen Raßbach
- 38 **Geschichte und Literatur**
Das Museum Angermünde erhält
ein neues Domizil
Ralf Gebuhr
- 40 **Bei Wolfs im Wohnzimmer**
Die Friedrich-Wolf-Gedenkstätte in Lehnitz
Tanja Trögel
- 42 **Sprache macht uns zu Menschen**
Das Kurt-Tucholsky-Museum in Rheinsberg
Peter Böthig
- 46 **„Du hörst was spricht, vernimmst Du auch
was fühlt?“**
Die Lyrikerin Gertrud Kolmar im Museum
in Falkensee
Gabriele Helbig
- 48 **„Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel ...“**
Das Brecht-Weigel-Haus in Buckow
Margret Brademann
- 52 **Das Peter-Huchel-Haus**
Geschichte und Gegenwart
Lutz Seiler
- 54 **„Der Laden“**
Das Literaturmuseum Erwin Strittmatter in Bohsdorf
Renate Brucke
- 56 **„Solange ich denken kann“**
Eva Zeller – Dichterin aus Görzke
Rainer Schwinge

Fundus

- 58 **Portrait**
- 62 **Arena**

Nicht nur Kleist und Fontane Die brandenburgische Literaturlandschaft drei Jahrzehnte nach der „Wende“

Peter Walther

Die Literatur aus der Mark Brandenburg hat, blickt man auf die deutsche Literatur im Ganzen, stets ein bescheidenes Ansehen genossen. Während andere Landschaften die Kulisse für bedeutende Werke hergaben, eine Zeitlang zum Mittelpunkt des literarischen Lebens in Deutschland wurden, einflussreiche Dichterschulen oder doch wenigstens eine Mundartdichtung hervorbrachten, die über die Region hinausstrahlte, ist von der Literaturgeschichte Brandenburgs auf den ersten Blick – mit Ausnahme der großen Solitaire Heinrich von Kleist, Achim von Arnim und Theodor Fontane – wenig in den „Hausschatz deutscher Dichtung“ eingeflossen. Abgesehen davon, dass es einen solchen allgemein akzeptierten Kanon immer nur in vagen Umrissen gab, wird schnell deutlich, dass die Kleist und Fontane, Kasack und Heimann, Huchel und Eich lediglich (und manchmal auch nur im Rückblick) die auffälligsten Erscheinungen eines literarischen Lebens waren, das in seiner Breite von einer ganzen Schar Minder- oder Unbekannter getragen wurde.

Dass doch einmal ein Schlaglicht auf die Literatur aus der Mark fiel, hängt mit dem Wirken des Dichterpfarrers Friedrich Wilhelm August Schmidt zusammen, an dessen idyllischer Dichtung sich eine ästhetische Diskussion entzündete, die von den zeitgenössischen Protagonisten des deutschen Geisteslebens geführt wurde. Schmidts Lyrik wurde von Wieland und Jakob Grimm gelobt, von Tieck verworfen und von August Wilhelm Schlegel verhöhnt. Gleich ein halbes Dutzend Parodien auf seine Verse sind zu Lebzeiten des Dichterpfarrers erschienen. Reizpunkt war vor allem der Ton einer als platt und einfältig empfundenen Naturschilderung, in der es von „unpoetischen Gegenständen“ wie quakenden Fröschen und meckernden Lämmern nur so wimmelt. Am bekanntesten ist die Parodie von Goethe geworden, die ihren Titel den Schmidtschen Gedichtbänden „Kalender der Musen und Grazien“ (1796) und „Almanach der Musen und Grazien“ (1802) entlehnte: „Musen und Grazien in der Mark“.

Was eigentlich hat man unter „brandenburgischer Literatur“ zu verstehen? Wenn schon das im Lauf der Zeiten sich wandelnde Verständnis von dem, was Literatur sei, keinen allzu festen begrifflichen Boden bietet,

gilt dies für die „brandenburgische Literatur“ umso mehr. Man könnte sich darauf einigen, die hier entstandene oder die auf die Region bezogene Literatur darunter zu verstehen – unabhängig von der Herkunft der Autoren. Alexis war bekanntlich Schlesier, Fontane entstammte einer Hugenottenfamilie, und die Kleists sind alter pommerscher Adel. Freilich greifen die Bezüge, die für die Bewertung von Autoren und Werken von Bedeutung sind, stets über das Regionale hinaus. Die regionale Literaturgeschichtsbetrachtung findet ihre Rechtfertigung nicht in der Beschränkung des Blicks auf die Region, der der Autor oder die Autorin entstammt oder in der das Werk entstanden ist, sondern in der Aufhellung jener biographischen oder literarischen Bezüge, die für das Werk prägend gewirkt haben.

Und wie steht es um das Verhältnis zu Berlin? Berlin und die Mark haben bei aller Verwandtschaft und stets lebendiger Wechselbeziehungen doch grundsätzlich verschiedene literarische Ausdrucksformen hervorgebracht. Wenn das Gesetz der geistigen Gravitation dafür gesorgt hat, dass ein Großteil der Kreativität durch die Stadt Berlin aufgesogen wurde, blieb, überspitzt formuliert, für die Mark als eigenständige Ausdrucksform das Unzeitgemäße, die Existenz jenseits der wechselnden literarischen Hochform, der Rückgriff auf die Geschichte im Spiegel der Landschaft.

Der Grundton der Literatur aus Brandenburg ist elegisch-melancholisch. Horst Krüger schreibt von der „schönen Melancholie“ der östlichen Landschaften. Sie findet sich in der Literatur über die Mark wieder. Den Gegenpol dazu bildet ein volkstümlich derber Ton, wie wir ihn etwa aus den Geschichten über Hans Clauert, aus Ehm Welks „Heiden von Kummerow“ und den Romanen Erwin Strittmatters kennen. In besonders gelungenen Fällen verschmilzt beides, in einigen Liedern Paul Gerhardts etwa, bei Klubund oder in den Reisefeuilletons von Hans Scholz.

Viele dieser Schriftsteller haben in Brandenburg Spuren hinterlassen. Den Reichtum der literarischen Überlieferung stärker ins öffentliche Bewusstsein zu rufen, hat sich das Brandenburgische Literaturbüro zur Aufgabe gemacht. Gegründet wurde es – als Mittel „ambulanter Literaturförderung“ im Flächenland Brandenburg –

1994 mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Potsdam. Seine Aufgabe besteht in der Förderung des literarischen Lebens im Land durch die Kooperation mit lokalen Veranstaltungsinitiativen, durch die Organisation eigener Veranstaltungsreihen und die Vermittlung von Kontakten zu Autorinnen und Autoren und Verlagen. Über sechzig Lesungen organisiert das Literaturbüro jährlich in Zusammenarbeit mit Bibliotheken, Theatern, Verlagen, Buchhandlungen, Galerien und Museen an verschiedenen Orten im Land Brandenburg. In den vergangenen Jahren haben zahlreiche bedeutende Autoren auf Einladung des Literaturbüros in Brandenburg gelesen, darunter Louis Begley, Joachim Fest, Jewgeni Jewtuschenko, Czesław Miłosz und Cees Nooteboom. Bis 2017 organisierte das Brandenburgische Literaturbüro in Potsdam die Veranstaltungsreihe „Tafelrunde Sanssouci“ im Schloss Neue Kammern, in der prominente Gäste wie Imre Kertész, Peter Wapnewski, Władysław Bartoszewski und Walter Kempowski über Grundfragen der Zeit diskutierten. In diesem Jahr folgt als neues Format „Zeh & Dorn“, eine Veranstaltungsreihe, in der im Gespräch zwischen den Schriftstellerinnen Juli Zeh und Thea Dorn mit wechselnden Gästen wie Rüdiger Safranski und Henryk M. Broder die Kontroversen der Gegenwart thematisiert werden.

Von Beginn an spielte auch die Popularisierung regionaler Literaturgeschichte in Form von Publikationen, Ausstellungen und Veranstaltungen eine Rolle in der Arbeit des Literaturbüros. Ab 1994 entstand eine erste Ausstellung zu Leben und Werk des Lyrikers Peter Huchel, es folgten Ausstellungen über den in Lebus geborenen Lyriker und Hörspielautor Günter Eich (2000), eine Überblickspräsentation zu 750 Jahren Literaturgeschichte in Brandenburg (2002), eine Ausstellung über die regionale Literaturgeschichte im Dritten Reich und in der frühen Nachkriegszeit (2004), über „Goethe und Brandenburg“ (2006), Schriftsteller im Ersten Weltkrieg (2008) und über den literarischen Neubeginn in Potsdam nach 1945 (2015). Mit Ausstellungen zur „Kindheit in Brandenburg“, zur Geschichte des Handwerks und zur Mentalität der Brandenburger (2019) beteiligte sich das Brandenburgische Literaturbüro an den jeweiligen Themenjahren von Kulturland Brandenburg. Zu fast allen Ausstellungen sind teils mehrbändige Begleitbücher erschienen. Insgesamt sind in den 25 Jahren seines Bestehens vom Brandenburgischen Literaturbüro 30 Publikationen zu einzelnen Schriftstellern oder Themen der regionalen Literaturgeschichte herausgegeben worden.

Eine erste Bestandsaufnahme der mit Brandenburg verbundenen Schriftsteller wurde 1998 in Form eines literaturhistorischen Führers vorgelegt. Auf diese Publikation folgten verschiedene Bücher, in denen

nicht nur Schriftsteller und ihre Beziehungen zu Orten in Brandenburg, sondern auch die literarischen Gedenkstätten des Landes vorgestellt wurden. Nicht anders als in der Museumslandschaft allgemein, findet sich auch bei den Literaturmuseen die ganze Vielfalt, wenn es um Größe und Budget, Personalausstattung und Trägerschaft geht. Die Spanne reicht vom Kleist-Museum in Frankfurt (Oder) bis zur kleinen Ausstellung über die Lyrikerin Eva Zeller im havelländischen Görzke. Zählt man jene Einrichtungen hinzu, bei denen das Gedenken an einen Schriftsteller nur einen von verschiedenen Aspekten ihrer Arbeit ausmacht, sind es zwanzig Museen, die sich in Brandenburg dem literarischen Gedenken verschrieben haben.

Dabei ist die Museumslandschaft stetig im Wandel. Nimmt man die politische Zäsur von 1989/90 zum Ausgangspunkt, stehen auf der Verlustliste die Gedenkorte für Maxim Gorki und Johannes R. Becher in Bad Saarow, die Fallada-Ausstellung in Berkenbrück und die Walther-Rathenau-Ausstellung in Bad Freienwalde. Dem gegenüber stehen Neugründungen in den Jahren nach 1990 wie das Peter-Huchel-Haus in Wilhelmshorst, die Fühmann-Literatur- und Begegnungsstätte, Strittmatters „Laden“ in Bohsdorf, das Christian-Morgenstern-Museum in Werder, das Roger-Loewig-Museum in Belzig, die Schmidt-von-Werneuchen-Ausstellung in Werneuchen, die Eva-Zeller-Ausstellung in Görzke, das Fontane-Museum im Schloss Ribbeck und jüngst das Chamisso-Museum in Kunersdorf.

Seit 2002 treffen sich die Leiterinnen und Leiter literarischer Einrichtungen im Land Brandenburg in der Regie des Brandenburgischen Literaturbüros an wechselnden Orten im Land. Kam man zunächst in größeren Abständen zusammen, haben sich die seit 2005 halbjährlich stattfindenden Treffen inzwischen als feste Einrichtung etabliert. Vertreter von Häusern unterschiedlicher Größe und Bedeutung profitieren bei diesen Treffen vom Informationsaustausch und der persönlichen Begegnung. In den letzten Jahren hat sich der Kreis um Vertreter der Berliner literarischen Gedenkstätten und der verschiedenen literarischen und literaturvermittelnden Sparten im Land Brandenburg erweitert. Dazu gehören Autorenverbände, der Friedrich-Bödecker-Kreis, freie Autoren, der Bibliotheksverband des Landes, der Börsenverein des deutschen Buchhandels, Literaturmuseen und Literaturveranstalter.

Früh schon entstand der Gedanke, die verschiedenen literarischen Gedenkorte als Stationen einer kultur-touristischen Route kenntlich zu machen. Erste Anläufe dazu gehen auf ein Projekt an der damaligen Kleist-Gedenk- und Forschungsstätte in Frankfurt (Oder) zur „Märkischen Dichterstraße“ und auf die Einrichtung der Geschäftsstelle „Märkische Dichterlandschaft“ 1997

in Wilhelmshorst zurück. Es hat sich bald herausgestellt, dass bei der Größe des Flächenlandes Brandenburg und den Abständen zwischen den einzelnen literarischen Gedenkortern die Etablierung einer kulturtouristischen Route vor allem auf lokaler und regionaler Basis sinnvoll ist. Ein entsprechendes Vorhaben wird derzeit vom Kulturförderverein Mark Brandenburg realisiert.

Als zeitgemäße Form, Informationen über die sich schnell verändernde literarische Landschaft in Brandenburg und Berlin zur Verfügung zu stellen, haben das Brandenburgische Literaturbüro und das Literarische Colloquium Berlin 2006 das Internetportal www.literaturport.de gegründet, das im Folgejahr den Grimme-Online-Award für den besten deutschen Internetauftritt in der Rubrik Kultur und Unterhaltung erhalten hat. „literaturport“ hat sich inzwischen zum wichtigsten Portal für Informationen über Autoren, Preise und Stipendien und Literaturzeitschriften im deutschsprachigen Raum entwickelt. Parallel dazu ist 2008 das kulturgeschichtliche Portal www.zeitstimmen.de entstanden, eine Rechercheplattform mit Schwerpunkt auf der regionalen Literaturgeschichte. Hier finden sich bio- und bibliographische Informationen zu über 3.000 Schriftstellern aus der Region, außerdem über 1.000 literarische Texte mit Ortsbezügen sowie Informationen zu den literarischen Einrichtungen im Land. Einen zweiten Schwerpunkt macht die Alltags- und Zeitgeschichte aus: Mehrere Tausend Tagebucheinträge sowie über 6.000 private Fotografien aus anderthalb Jahrhunderten sind nach Ort, Datum, Thema und Urheber recherchierbar. Präsentiert werden auch sämtliche 1.300 filmische Kurzporträts kleinerer Orte in Brandenburg, die seit 1993 in der Reihe „Landschleicher“ vom rbb produziert worden sind.

Im heutigen Land Brandenburg existieren zahlreiche literarische Vereine, die sich Leben, Werk und Wirkung von Schriftstellern verschrieben haben, die in biographischer Beziehung zum Land stehen, wie Theodor Fontane, Heinrich von Kleist, Peter Huchel, Christian Morgenstern oder Erwin Strittmatter. In zahlreichen Kreisstädten gibt es Literaturkreise. Andere Vereine treten als Interessenvertreter von Gegenwartsautoren auf, wie etwa das Literatur-Kollegium Brandenburg e.V., der Landesverband des Verbands deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller oder der Freie Deutsche Autorenverband. Jenseits der literarischen Grundversorgung durch Lesungen in den Bibliotheken, Buchhandlungen und Literaturmuseen, die häufig in Kooperation mit dem Brandenburgischen Literaturbüro stattfinden, sind in den vergangenen Jahren als wiederkehrende Höhepunkte Literaturfestivals wie Lit:Pots (seit 2013 in Potsdam) und das Reiseliteratur-Festival „Neben der Spur“ in Neuruppin und Umgebung entstanden, das in diesem Jahr zum sechsten Mal ausgerichtet wird.

Auch mit Blick auf die Verlagsszene oder auf die Entwicklung der Bibliothekslandschaft kann von einem kulturellen Kahlschlag im literarischen Leben Brandenburgs nach 1989 nicht die Rede sein. Mehr als ein Dutzend Buchverlage sind in der Arbeitsgemeinschaft Brandenburgischer Verlage versammelt, allesamt sind es Neugründungen aus dem vergangenen Jahrzehnt. Im Land Brandenburg gibt es heute 130 hauptamtliche Bibliotheken, zusätzlich stehen für Regionen, die in dieser Hinsicht unterversorgt sind, fünf Fahrbibliotheken zur Verfügung. Angesichts der ca. 250 haupt- und 1.200 nebenamtlichen Bibliotheken, die bis 1989 auf dem gleichen Gebiet existierten, erscheint das auf den ersten Blick nicht eben imposant. Freilich konnte nicht jedes Bücherregal im Vorzimmer des Bürgermeisters weiter als Bibliothek geführt werden. An verschiedenen Orten sind in den vergangenen Jahren vielbeachtete neue bauliche und technische Lösungen für Bibliotheken entstanden, etwa in Luckenwalde, in Wittstock und Potsdam. Mehr als die Hälfte der hauptamtlichen Bibliotheken haben ihre Bestände mittlerweile elektronisch aufgearbeitet. Um die Belange der Bibliotheken kümmert sich eine Landesfachstelle, die ihren Sitz an der Fachhochschule in Potsdam hat.

Dürftig steht es um die Pflege der literarischen Traditionen im Land also nicht, auch wenn sie nicht jeden Poeten erfasst, dessen Geltungskreis auf die engere Region beschränkt geblieben ist. Dennoch haben die vielen heute kaum noch bekannten Heimatdichter, schreibenden Lehrer, Pfarrer oder Heimatforscher ihren je eigenen Beitrag zur Literatur der Mark Brandenburg geleistet. Sie haben, ebenso wie die Volkspoesie in Sagen und Liedern, den Boden bereitet, auf dem die Dichtung der namhaften Autoren gewachsen ist. So hat auch Goethe – bei allem Spott – dem märkischen „Sandpoeten“ seinen Respekt nicht versagt, als er schrieb: „Jedermann hat sich über ihn lustig gemacht, und das mit Recht; und doch hätte man sich über ihn nicht lustig machen können, wenn er nicht als Poet wirkliches Verdienst hätte, das wir an ihm zu ehren haben.“

Brandenburgisches Literaturbüro
Große Weinmeisterstraße 46/47 | Villa Quandt
14469 Potsdam
Tel.: 0331.280 41 03 oder 0331.23 70 02 58
E-Mail: blb@literaturlandschaft.de

Autorinnen und Autoren, denen im Land Brandenburg Museen und Gedenkstätten gewidmet sind

Friedrich Wilhelm August Schmidt

genannt Schmidt v. Werneuchen, geb. 23. März 1764 in Fahrland b. Potsdam, gest. 26. April 1838 in Werneuchen

Bernhard Heinrich Wilhelm von Kleist

geb. 18. Oktober 1777 in Frankfurt (Oder), gest. 21. November 1811 am Kleinen Wannsee bei Berlin

Adelbert von Chamisso

geb. 30. Januar 1781 in Sivry-Ante, Frankreich, im Sommer 1813 zu Gast im Schloss Kunersdorf, gest. 21. August 1838 in Berlin

Bettina von Arnim

geb. 4. April 1785 in Frankfurt am Main, gest. 20. Januar 1859 in Berlin, beigesetzt in Wiepersdorf

Heinrich Theodor Fontane

geb. 30. Dezember 1819 in Neuruppin, gest. 20. September 1898 in Berlin

Gerhart Hauptmann

geb. 15. November 1862 in Obersalzbrunn, lebte von 1885 bis 1889 in Erkner b. Berlin, gest. 6. Juni 1946 in Agnetendorf/Jagniątków

Christian Otto Josef Wolfgang Morgenstern

geb. 6. Mai 1871 in München, am 5. Mai 1895 Besuch in Werder/Havel, gest. 31. März 1914 in Meran, Italien

Ehm Welk (eigentlich: Gustav Emil Welk)

geb. 29. August 1884 in Angermünde, gest. 19. Dezember 1966 in Bad Doberan

Friedrich Wolf

geb. 23. Dezember 1888 in Neuwied, gest. 5. Oktober 1953 in Lehnitz b. Oranienburg

Kurt Tucholsky

geb. 9. Januar 1890 in Berlin, gest. 21. Dezember 1935 in Göteborg, Schweden

Gertrud Kolmar

geb. 10. Dezember 1894 in Berlin, 1923 bis 1939 in Falkensee-Finkenkrug, ermordet 1943 im KZ Auschwitz

Bertolt Brecht

geb. 10. Februar 1898 in Augsburg, ab 1952 Sommerhaus in Buckow, gest. 14. August 1956 in Berlin

Peter Huchel

geb. 3. April 1903 in Lichterfelde b. Berlin, 1951 bis 1971 in Wilhelmshorst, gest. 30. April 1981 in Staufen im Breisgau

Erwin Strittmatter

geb. 14. August 1912 in Spremberg, gest. 31. Januar 1994 in Schulzenhof

Eva Zeller

geb. 25. Januar 1923 in Eberswalde, aufgewachsen in Görzke

Formen der Landesförderung für Literaturmuseen und Literaturgedenkstätten

Nicola-Maria Bückmann

Die 2012 veröffentlichte Kulturpolitische Strategie des Landes Brandenburg führt Literaturgedenkstätten unter dem Aufgabenfeld „Kulturgeschichte des Landes“ an: „Es gehört zu den Landesaufgaben, die Zeugnisse des kulturellen und geschichtlichen Erbes Brandenburgs aufzuarbeiten, zu bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das Land fördert unter diesen Gesichtspunkten vor allem Standorte mit herausragenden kulturhistorischen Merkmalen. Einrichtungen mit national wertvollen Kulturgütern und Zeugnissen von so bedeutenden Dichtern wie Kleist und Fontane, die einen unverwechselbaren Bezug zum Land Brandenburg haben...“.

Im Rahmen dieser Aufgabe hat das Land zum 1. Juli 2014 den Übergang des Theodor-Fontane-Archivs in die Universität Potsdam initiiert und gemeinsam mit allen Beteiligten vorbereitet. Diese Verortung in einer Hochschule mit lebendigem geisteswissenschaftlichen Schwerpunkt hat es dem Archiv ermöglicht, seine Forschungen zu Fontane zu verstärken und noch enger mit der Fachwelt zu verknüpfen. Auch als Teil der Universität Potsdam wird das Archiv weiter vom Land gefördert. Greifbare Beispiele für den Erfolg der Neuaufstellung sind das 2019 freigeschaltete Fontane-Portal mit digitalisierten Handschriften Fontanes (www.fontanearchiv.de/bestaende-sammlungen/digitale-sammlungen-kataloge/digitale-handschriften-sammlung/) ebenso wie der geplante Internationale Fontane-Kongress im September 2019.

Auch das Kleist-Museum wird künftig seine Forschungen zu Heinrich von Kleist und dessen Rezeption verstärken können – ebenso wie die erfolgreichen Formate im Bereich der kulturellen Bildung. Denn zum 1. Januar 2019 ist die Landesstiftung Kleist-Museum gegründet worden, mit nahezu verdoppelter Landesförderung. Das Kleist-Museum ist die größte Literaturgedenkstätte des Landes und damit kulturelles Aushängeschild – und als weltweit einziges Museum zu Heinrich von Kleist zudem von nationaler Bedeutung. Aus diesem Grunde ist auch der Bund weiterhin Zuwendungsgeber, ebenso wie die Stadt Frankfurt (Oder) am Sitz der Stiftung.

Neben diesen beiden großen Einrichtungen unterstützt das Land eine vielfältige Landschaft aus ganz unterschiedlichen Literaturgedenkstätten mit ebenso unter-

schiedlichen Trägerschaften, Entwicklungszielen und Bedarfen. Bereits seit vielen Jahren unterstützen wir die kommunal getragenen Literaturmuseen zu Gerhart Hauptmann in Erkner und Kurt Tucholsky in Rheinsberg mit regelmäßiger, verlässlicher Projektförderung. Das gleiche gilt für das von einem Verein getragene Peter-Huchel-Haus in Wilhelmshorst. In allen drei Fällen geht es darum, diesen Museen die Entwicklung und Ausrichtung eines attraktiven Angebotes zur kulturellen Teilhabe der örtlichen Bevölkerung sowie auswärtiger Besucherinnen und Besucher zu ermöglichen.

Das Brecht-Weigel-Haus in Buckow wird vom Landkreis Märkisch-Oderland getragen und zieht jährlich viele Besucherinnen und Besucher an diesen authentischen, landschaftlich so wunderbar gelegenen Ort am Schermützelsee, an dem Helene Weigel und Bertolt Brecht ihre Sommer verbrachten. Das Land engagiert sich hier bei den Investitionsvorhaben zur Weiterentwicklung der Gedenkstätte. Nach der Erneuerung des Bootsschuppens im Garten mit seiner Ausstellung des Original-Marketerwagens aus der Premiere der „Mutter Courage“ steht nun der Neubau eines Pavillons an, in dem künftig die ganze Besucherinfrastruktur untergebracht sein wird. Das eigentliche Brecht-Weigel-Haus wird dann vollständig als Museum zur Verfügung stehen und soll im nächsten Schritt mit Begleitung des Landes denkmalgerecht saniert werden.

In ähnlicher Weise begleitet, berät und unterstützt das Land auch – wo gewünscht – die Kommunen, Landkreise und Trägervereine bei kleineren und größeren Investitionsvorhaben für die Literaturmuseen, damit die Eigenmittel durch weitere Mittel aus unterschiedlichen Programmen erweitert und gestärkt werden können.

In Ergänzung zu den genannten, bereits etablierten Literaturmuseen und Literaturgedenkstätten hat in den letzten Jahren das Engagement einer ganzen Reihe von Kommunen und Vereinen zur Einrichtung einer Gedenkstätte oder eines Museums in Erinnerung an einen überregional bekannten Autoren (die männliche Form ist hier korrekt) geführt.

Drei mögen hier stellvertretend und als Ansporn für viele andere stehen, die noch auf dem Weg sind: das

Christian-Morgenstern-Museum in Werder (Havel), das Schmidt-Zimmer in Werneuchen und das soeben eröffnete Chamisso-Museum in Kunersdorf.

Das Christian-Morgenstern-Literaturmuseum verdankt seine Existenz dem langjährigen ehrenamtlichen Engagement des Freundeskreises Bismarckhöhe. Dieser hat – inspiriert von einem einzigen Tag, den Christian Morgenstern mit einigen Freunden auf der Bismarckhöhe verbracht und auch literarisch verewigt hat – dort ein Museum zum Gedenken an den Dichter eingerichtet. Das Land hat die Renovierung der Bismarckhöhe und die Anschaffung von Einrichtungsgegenständen für das Museum unterstützt – und ist gern bereit, dies auch zukünftig zu tun.

Das Schmidt-Zimmer in Werneuchen, dem Andenken an den Dichterpfarrer Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen gewidmet, befindet sich im Haus der Stadtverwaltung. Nicht ohne Grund – denn der Bürgermeister von Werneuchen hat den Raum persönlich initiiert und einen Kurator für die Ausstellung gefunden. Das Land hat auch hier an den Stellen geholfen, an denen die Kommune es allein nicht geschafft hätte: bei der Herrichtung und Einrichtung des Zimmers, aber auch beim Honorar für die Forschungen des Kurators.

Das Chamisso-Museum in Kunersdorf würde ohne das unermüdliche Engagement von Margot Prust nicht existieren, die seit langem Chamissos Gedenken an diesem Ort aufrecht erhält. Viele andere Engagierte aus der Chamissoforschung, die sich zu einem Trägerverein zusammengefunden haben, unterstützen sie, so dass über Crowdfunding ein großer Teil der für die Einrichtung eines Museums notwendigen Mittel gesammelt werden konnten. Das Land kann zwar keine Einzelpersonen fördern, wohl aber gemeinnützige Vereine – und so ist es nun möglich, dass das neue Museum ab 2019 mit Unterstützung des Landes ein Kulturprogramm anbieten kann.

Auch die in Gründung befindliche Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf wird über eine Kooperation mit dem Freundeskreis Schloss Wiepersdorf e.V. Verantwortung für ein Museum tragen, welches mit einem neuen Konzept an Bettina und Achim von Arnim und die Romantik-Rezeption in der DDR erinnern soll.

Ein Punkt wird zukünftig unsere Literaturmuseen – wie alle Museen – immer mehr berühren: die Digitalisierung! All ihre Facetten – die Digitalisierung des Kulturguts, der digitale Museumsauftritt, die Nutzung digitaler Vermittlungsmöglichkeiten – werden die Museen verändern. Hier werden sich in der näheren Zukunft auch neue Fördermöglichkeiten auf Landesebene ergeben.

Im aktuellen landesweiten Fontanejahr erkennen wir besonders, dass die Literaturmuseen und -gedenkstätten im Land Brandenburg auch über den Kern ihrer musealen Arbeit hinaus eine leistungsfähige und kreative Einheit bilden, die vielfältige kulturelle und künstlerische Projekte oftmals auch Kooperation miteinander oder mit Dritten ermöglicht.

Aus der beschriebenen Vielfalt wird auch deutlich, dass es nicht eine einheitliche Förderlösung für alle Museen geben kann und geben sollte. Entsprechend dem im Grundgesetz verankerten Subsidiaritätsprinzip soll kommunale Verantwortung für kommunale und regionale Kultur wahrgenommen werden. Bürgerschaftliches Engagement für Kultur ist deswegen auch keine Notlösung, weil es kein Geld gibt, sondern es führt Menschen zusammen, die mit ihrer Leidenschaft und ihren ganz besonderen Kenntnissen andere beflügeln und anstecken und so etwas Neues schaffen.

Das Land wird die Brandenburger Literaturmuseen und Literaturgedenkstätten auch weiterhin in vielfältiger Weise fördern, insbesondere dort, wo ein herausragendes Landesinteresse besteht. Dabei handelt das Land immer entsprechend seiner kulturpolitischen Schwerpunkte und in Abstimmung mit den jeweiligen Einrichtungen und Trägern.

Dichterpfarrer und „Sandpoet“ Ausstellung und Dokumentationszentrum Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen

Thomas Raveaux



Das „Schmidtzimmer“ im Rathaus von Werneuchen beherbergt eine kleine aber feine Ausstellung zu Leben und Wirken des „Dichterpfarrers“.

Im 19. Jahrhundert war Friedrich Wilhelm August Schmidt, besser bekannt als der „Dichterpfarrer Schmidt von Werneuchen“¹ zumindest in Brandenburg-Preußen mindestens genauso berühmt, wie der derzeitige Jubilar Theodor Fontane – welcher ihn übrigens anders als Goethe, der meinte, sich über den „Sandpoeten“ lustig machen zu müssen, sehr schätzte.

Wer aber war „Schmidt von Werneuchen“ und wie kam es zur Einrichtung eines „Ausstellungs- und Dokumentationszentrums zum Leben, Wirken und Werk von Friedrich Wilhelm August Schmidt – Schmidt von Werneuchen“ (kurz „Schmidtzimmer“)?

Friedrich Wilhelm August wurde am 23. März 1764 in Fahrland (heute ein Ortsteil von Potsdam) als Sohn des evangelischen Pfarrers Bernhard Daniel Schmidt geboren. Durch den frühen Tod seines Vaters im Jahr 1773 Halbwaise geworden, kam er zunächst in das Schindlersche Waisenhaus in Berlin, besuchte das Gymnasium im Grauen Kloster und studierte 1783 bis 1786 Theologie in Halle/Saale. Recht jung zum „Feldprediger“ ordiniert, war er sodann neun Jahre Militärgeistlicher im Berliner Invalidenhaus. In dieser Zeit veröffentlichte er seine ersten poetischen Versuche und heiratete am 16. September 1790 Henriette Frederike Brendel, das „Jettchen“, dem er in vielen seiner Gedichte ein Denkmal setzte. Die Eheleute hatten eine Tochter

und vier Söhne, von denen allerdings drei vorzeitig starben. Dass am 1. November 1809 auch seine Frau starb, hat den Dichterpfarrer ebenfalls hart getroffen. Ob dies allerdings so radikal zur Beendigung seiner dichterischen Tätigkeit führte, wie oft angenommen, bedarf einer näheren Untersuchung. 1838 starb Schmidt 74jährig als noch aktiver Pfarrer in Werneuchen, nach über fünfzig Dienstjahren.

Die Entstehungsgeschichte der heutigen Dauerausstellung, die mit einem Dokumentationszentrum zum Leben und Werk, sowie zur Vor- und Rezeptionsgeschichte des Dichterpfarrers verbunden ist, geht auf den Herbst 2012 zurück, als der heutige Kurator bei einem Besuch in Werneuchen mit dem dortigen Bürgermeister Horn u. a. wegen des im Jahr 2014 anstehenden Jubiläums (250. Geburtstag Schmidts) ins Gespräch kam. Ein erstes Ergebnis war eine am 2014 in Anwesenheit der damaligen brandenburgischen Kulturministerin Prof. Dr. Sabine Kunst in der Stadtverwaltung eröffnete Ausstellung. Nachdem diese einige Wochen auch im Geburtsort des Jubilars in Fahrland gezeigt werden konnte, fand sie aufgrund des Erfolgs und mit Hilfe etlicher Förderer schließlich ihre ständige Heimat im Haus Adlersaal in Werneuchen.

In den neuen Räumlichkeiten können nun große Teile der ursprünglichen Ausstellung dauerhaft besichtigt werden, andererseits geht hier die Arbeit am Dichterpfarrer weiter: Denn bereits bei der Vorbereitung der Jubiläumspräsentation hatte sich überraschend herausgestellt, dass es bislang noch kein umfassendes Werk- und Publikationsverzeichnis zu Schmidt gibt. Dies aber ist die unverzichtbare Grundlage einer wissenschaftlich korrekten Beschäftigung mit dem Dichter. Insbesondere die Erarbeitung eines Werkverzeichnisses ist also ein Schwerpunkt der Arbeit des Dokumentationszentrums. Ein Erfolg in diesem Zusammenhang war das (Wieder)Auffinden von „100 Blatt“ handgeschriebener Gedichte Schmidts, die von einer Enkelin des Dichterpfarrers dem Märkischen Museum in Berlin übergeben worden waren. Diese zum Teil bisher unveröffentlichten Dichtungen befinden sich heute im Archiv der Stiftung Stadtmuseum Berlin.

Weitere Schwerpunkte der Arbeit im „Schmidtzimmer“ sind, neben der Suche nach noch lebenden Nachfahren des Pfarrers, Recherchen nach weiteren Quellen zum Dichterpfarrer wie nach etwa noch erhaltenen Briefen, die Auswertung des von ihm geführten Kirchenbuches und die Erschließung seines dichterischen Gesamtwerks. Dass hierbei die äußerst bewegte Zeitgeschichte in ihren verschiedenen Bereichen (politische Geschichte; Kirchengeschichte; Geistesgeschichte) eine wichtige Rolle spielt, sei nur am Rande, aber ausdrücklich erwähnt. Berücksichtigung bei der Weiterarbeit am Thema findet



Detail der Ausstellung in Werneuchen

aber natürlich auch die Erforschung der Nachgeschichte, bzw. Wirkungsgeschichte des Schmidt'schen Opus. Ein wichtiges Ergebnis der Bemühungen zeichnet sich bereits jetzt ab: Berücksichtigt man das Gesamtwerk, so ist die Reduzierung Schmidts auf einen „reinen romantischen Naturdichter“ nicht zu halten. Denn bei ihm spielen auch viele andere Themen eine Rolle. Der verkürzte Eindruck vom Werk des Dichterpfarrers ist möglicherweise durch die Auswahl von später veröffentlichten Gedichtsammlungen entstanden. Denkbar ist aber auch, dass die Einseitigkeit der Kritik Goethes hier ihre Spuren hinterlassen hat. Wie man sieht, bietet der Pastor von Werneuchen noch ein weites Feld für eine gründliche wissenschaftliche Weiterbeschäftigung, wobei die dann erzielten Ergebnisse natürlich dann auch wieder der musealen Dauerausstellung zugute kommen.

Um die wissenschaftlich umfassende Weiterbeschäftigung mit „Schmidt von Werneuchen“ („SvW“) nachhaltig zu sichern, versucht die Stadt Werneuchen als Träger der Einrichtung seit längerer Zeit, eine dauerhafte Förderung zu erreichen, da sie diese allein nicht garantieren kann.

1 Zur ersten Information siehe: Stadt Werneuchen (Hg.), Ausstellung zum 250. Geburtstag des Dichterpfarrers Friedrich Wilhelm August Schmidt – Schmidt von Werneuchen – sein Leben und Wirken, Texte von Thomas Raveaux, Werneuchen 2014; Thomas Raveaux, Friedrich Wilhelm August Schmidt 1764–1838 – 250 Jahre Schmidt von Werneuchen, in: Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, Archivbericht Nr. 19/April 2015, S. 77–93; ders., Spurensuche – ein Erfahrungsbericht. Recherchen zu „SvW“, in: ebenda, Nr. 20/April 2017, S. 117–133; Günter de Bruyn, Der Sandpoet. Friedrich Wilhelm August Schmidt, genannt Schmidt von Werneuchen, Frankfurt (Oder) 2017 (= Frankfurter Buntbücher 60).

Rathaus Werneuchen
„Schmidtzimmer“
Am Markt 5
16356 Werneuchen
Tel.: 03 33 98.816 10

Der Kurator der Ausstellung ist in der Regel donnerstags zwischen 9.30 Uhr und 14.30 Uhr im „Schmidtzimmer“ zu erreichen, Termine außerhalb dieses Zeitraums, etwa für (kostenlose) Führungen, können telefonisch angemeldet werden.

„Hast Du ein Häuflein wackrer Leute wohl“ Landesstiftung Kleist-Museum. Ein Werkstattbericht

Hannah Lotte Lund



Ein besonderes Ensemble in Frankfurt (Oder): links der barocke Altbau des Kleist-Museums, rechts der Anbau von 2011.

Als bei meinem Arbeitsantritt 2016 die Aufgabe lautete, das Kleist-Museum in eine Landesstiftung umzuwandeln, freute ich mich, da sie bedeutete, dieses einzigartige Ensemble, das 2011 durch einen Erweiterungsbau ein neues Format und einen neuen Doppelsinn erhalten hatte, nun noch durch ein institutionelles Gerüst zu festigen. Dass es der Mitwirkung zahlreicher Fachleute bedürfte, um zwischen den Zuwendungsgebern Stadt, Land und Bund, die wir dankenswerterweise haben und die sich für das Kulturerbe Kleist verantwortlich fühlen, ein alle zufrieden stellendes Ergebnis zu ermitteln, war abzusehen. Dass wir dafür drei Jahre an einer juristisch-verwaltungsorganisatorischen Baustelle stehen würden, war es nicht. Nicht selten habe ich mir den entsprechenden realkörnigen Baustaub gewünscht, der

unseren BesucherInnen und MitarbeiterInnen immer wieder zeigt, wie tief wir da eigentlich graben, um unseren Hauspatron im märkischen Sand – nein, weit mehr: auf dem Boden des Gesetzes zu verankern. Oder, in Kleists eigenen Worten, mit dem Gerichtsrat Walter geseufzt: „Es fehlt an Vorschriften, ganz recht. Vielmehr / Es sind zu viel, man wird sie sichten müssen ...“. Es sei auch nicht geleugnet, dass wir oft anschließend mit Richter Adam dachten: „Ja, durch ein großes Sieb. Viel Spreu! Viel Spreu!“

Mit Kleists feiner Ironie und seinem Willen, den Dingen auf den Grund zu gehen, als Selbstvergewisserung und mit bewundernswert ausdauernden, freundlichen MitstreiterInnen an manch entscheidender Stelle,

schwungen wir also im Sommer 2019 den Spaten und rufen: wir sind bald da!

Wir sagen nicht „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs ...“, denn bei Kleist, obzwar der berühmteste brandenburgisch geborene Dichter, geht es ja um mehr. Heinrich von Kleist (1777–1811) war und ist immer noch einer der bedeutendsten deutschsprachigen Dramatiker und Autoren, in vieler Hinsicht Repräsentant der Umbrüche um 1800, und er gilt als der „modernste deutsche Klassiker.“ Einzigartig sind das Spektrum seiner Nachwirkung in vielen Bereichen der Kunst (Theater, Literatur, bildende Kunst, Film ...) sowie seine anhaltende internationale Rezeption. Bildungspolitisch argumentiert, war Kleist, trotz und mit seiner anspruchsvollen Sprache, im Jahr 2018 noch im Kanon derjenigen „Weltgegenstände“ vertreten, die die Wochenzeitung „Die ZEIT“ für die Menschen von heute neu zusammengestellt hat, ein moderner Kanon, der neben der Entdeckung der DNA und Harry Potter durchaus wenige Klassiker gelten ließ – aus der deutschen Literatur waren es vor allem Goethe, Brecht – und Kleist. Und das einzige Kleist-Museum der Welt steht – in Frankfurt an der Oder!

All das allein hätte aber vermutlich nicht gereicht, um Stiftung zu werden, wenn nicht noch ein paar andere Faktoren ins Spiel gekommen wären: die Geschichte der Kleist-Pflege in Frankfurt, brandenburgische und bundesweite (Kultur-)Politik, hier vor allem das langjährige Engagement vieler Einzelner, und, so denken wir, die Optionen des Hauses.

Die Sammlungstätigkeit des Hauses war von Anfang an von der Tatsache geprägt, dass von Heinrich von Kleist ganz wenige Originale und Lebenszeugnisse überliefert sind, die durch die politische und die Familiengeschichte zudem europaweit verstreut sind. Die Akquisition konzentrierte sich folgerichtig auf die Wirkungsgeschichte und setzte mit bildkünstlerischen Arbeiten und Theatermaterialien eigene Akzente. Das Museum verfügt heute über die weltgrößte Sammlung zur Wirkungsgeschichte Kleists. Nach Ende des Stiftungs-„Baus“ wünschen wir uns eine kleine Verschnaufpause, um uns nach allem Vermessen und Schätzen auf unsere Schätze zu besinnen, aus denen wir u.a. weitere Handschriften-Editionen herausgeben, in loser Folge Sammlungspräsentationen zur Diskussion stellen und Objekte mit Zeiteuginnen „ins Gespräch“ bringen werden.

Die Ausdehnung der literarischen Traditionspflege u. a. auf die Brandenburger Literaturgeschichte ist traditionell ein weiteres Ziel unserer Museumsarbeit. Diese Tendenz wurde durch die Wiedervereinigung beflügelt. Sichtbares Zeichen der neuen Kooperationen waren, auf Anregung des Deutschen Literaturarchivs Marbach, die

„Frankfurter Buntbücher“ seit 1991. 1995 wurde das Museum als „kultureller Gedächtnisort“ von nationaler Bedeutung in das Blaubuch der Bundesregierung aufgenommen.

Organisatorisch-strukturell war die Situation der Einrichtung nach der Wiedervereinigung hingegen unsicher. 1995 kam es zur Gründung des „Kleist-Gedenk- und Forschungsstätte e. V.“, der bis 2018 Trägerverein des Museums war und das Museum mit Mitteln von Stadt, Land und Bund betrieb. Das Vorhaben, das Kleist-Museum durch Umwandlung in eine Stiftung sichern zu wollen, ist schon Jahrzehnte alt; nun ergab sich für das Land die finanzielle Möglichkeit durch die geplante Verwaltungsgebietsreform, ein Stiftungsverfahren einzuleiten.

Erstes Ziel dieser Stiftung war die langfristige Sicherung der Museumsarbeit und der MitarbeiterInnen des Hauses. Nach außen ändert sich daher vorerst nicht viel, außer, dass wir langfristiger planen, gute Wege weitergehen und einige neue betreten können, die uns unser Dichter, unsere Lage und unsere satzungsgemäße Aufgabe auftragen. Ein Werkstattbericht kann nur ausgewählte Wege andeuten – und gute Ideen sind uns immer willkommen.

Die für Kleist kennzeichnende Spannung zwischen Tradition und Moderne wird heute in der Kombination des Altbaus aus dem Geburtsjahr des Dichters und dem Funktionsneubau von 2011 sinnfällig, die Raum bietet für das innovative und im Bereich der Literaturmuseen bisher einzigartige Konzept, Leben und Werk getrennt darzustellen. Ein Alleinstellungsmerkmal der Dauerausstellung „Rätsel. Kämpfe. Brüche“ ist ihr inszenatorischer Ansatz, im Neubau den BesucherInnen einen direkten Zugang zu Kleist über sein Werk und seine bis heute grundlegenden Themen und Fragen wie „Recht und Gerechtigkeit“, „Individuum und Staatsgewalt“ etc. zu ermöglichen, und den Dichter im Altbau in seiner historischen Gebundenheit und seinen Kontexten – mit allen Brüchen, und Fragen der Forschung darzustellen. Eine Möglichkeit, diese Haltung fortzuschreiben, wäre, die Forschungswege und neuen Perspektiven der kommenden Jahre durch Interventionen in die Dauerausstellung abzubilden.

Das Kleist-Museum versteht sich als lebendiges Literaturmuseum, das den Menschen von heute Leben und Werk des Dichters nahe bringen, auch zum Weiterlesen und Weiterdenken anregen möchte. Mit den Sammlungen und der Spezial-Bibliothek, mit eigener Forschung sowie der Unterstützung von Forschung und Lehre, mit innovativen kulturellen Bildungsformaten und mit einem breiten Veranstaltungsspektrum, engagiert sich das Haus in den Bereichen der Kleist-Forschung,

Kleist-Rezeption sowie Literatur- und Kulturgeschichte der Kleistzeit sowie für museumsfachliche und kulturpolitische Fragen.

In einer Welt der absoluten Verfügbarkeit sind Museen Orte der Besinnung und des Perspektivwechsels. Kein Anblick ist schöner, als der, einen Besucher in ein Buch vertieft oder ein Kind an einer unserer „sprechenden Stangen“ versunken zu sehen. Die Förderung von Lesen



oben: Blick in die Dauerausstellung des Kleist-Museums
unten: Auseinandersetzung mit Kleists Sprache im ersten Raum der Dauerausstellung

und Vorlesen als zentralen Kulturtechniken und grundlegender Methode, sich und anderen literarische Welten zu erschließen, sowie der kritische Blick auf Texte, gewinnt in der multimedialen Welt zunehmend an Bedeutung. Das Kleist-Museum nimmt die Expressivität in Kleists Texten und seinen kreativen Umgang mit Sprache als Ausgangspunkt, einerseits für sprach- und literaturgeschichtliche Forschungen, andererseits um einen Bogen zum Heute zu ziehen und beispielsweise über

aktuelle Formate des Poetry Slams oder Podiumsdebatten Lust auf Sprache und miteinander Sprechen zu machen.

Zugleich gilt es, zur langfristigen Sicherung von Beständen neue technische Möglichkeiten zu nutzen und Strategien zu entwickeln, digitale Einsehbarkeit mit einer Einladung an den Ort zu verbinden, Forschergeist zu wecken und den Nutzern ein kluges Informationsangebot zur Verfügung zu stellen. Unsere Sonderausstellung „Ach? Echt Kleist“ bot die Möglichkeit, sich ganz in Kleists Handschrift „hineinzubegeben“ und am Rechner wie Kleist zu schreiben. Brückenschläge vom 18. ins 21. Jahrhundert zu finden, bleibt eine lohnende Aufgabe, die wir gern gemeinsam mit anderen Brandenburger Einrichtungen lösen möchten.

Als Spezialmuseum eines Dichters von nationaler Bedeutung und internationaler Ausstrahlung ist eine wesentliche Aufgabe der Landesstiftung die Stärkung des Wissenschaftsstandorts Brandenburg durch weitere Vernetzung von Kultur und Forschung. Langjährige Ansprechpartner sind z.B. die Europa-Universität Viadrina, das Collegium Polonicum in Stubice, aber auch Potsdamer Hochschulen. Die Zusammenarbeit mit Berliner Einrichtungen (Freie Universität und Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Akademie der Künste ...) soll vertieft werden.

Zur verstärkten Auseinandersetzung mit der Brandenburger Identität des Dichters bieten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte im Land: Zu seiner Geburtsstadt Frankfurt (Oder), in der er auch studierte, kommen wesentliche Lebensschauplätze: Potsdam und Umgebung als Ort der siebenjährigen Militärzeit, auch der Geselligkeit und Vernetzung, Berlin als Arbeitsort des erfolgreichen Journalisten Kleist, der Wannsee als Schauplatz seines inszenierten Doppelselbstmordes und Erinnerungsort sowie zahlreiche Wohnorte seiner weitverzweigten Familie, Dichterfreunde und Kooperationspartner (Fouqués in Nennhausen, Pfuel in Jahnsfelde sind nur zwei Beispiele eines weiten Netzwerks). Ein attraktiver, bisher nur punktuell umsetzbarer Beitrag zum Kulturtourismus sind Exkursionen, die einen Besuch des Kleist-Museums mit weiteren kulturgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten der Region (Lebensorte, Schauplätze, weitere Dichterhäuser) verbinden.

Die Lage unseres Hauses, das braucht man Brandenburgern nicht zu erläutern, ist Besonderheit und Herausforderung. Frankfurt (Oder) ist nicht Potsdam, wo es auch einem Spezialmuseum leicht fällt, Berliner in die S-Bahn zu locken. Die Stadt hat auch keine Bädersterne für königliche Parks, sondern rauhen Charme. Neben dem obersten Ziel, Kleist als Kulturerbe national und international zu vermitteln, gilt es, in den Strukturen

vor Ort die Fahne hochzuhalten – ein neues Kleistbild am Ufer zeigt zum Beispiel Radtouristen den Weg zum Museum und zu unserer „Kulturluftpumpe“. Vor allem aber hat Frankfurt ein touristenfreundliches Kulturensemble mit Oderblick, ein historisch gewachsenes Museumsquartier, das, wenn es sich als solches begreift, noch stolzer als Kulturort auftreten kann. Mittel- und langfristig wäre ein Kulturticket für unsere Stadt lohnend, das etwa die Kombination „Kleist-Kunst-Konzert“ an einem Tag erfahrbar macht, oder das die Museen vor Ort verbindend anbieten, wie es jetzt schon in der erfolgreichen „Kurzen Nacht der Museen“ funktioniert.

Als Museum für einen Autor, der zu Lebzeiten seine Kreativität so vielseitig ausgelebt hat, sich mit dem kulturpolitischen Rahmen, der ihm gesetzt wurde, bekanntlich durchaus rieb, haben wir Mitverantwortung für jetzt schreibende Kulturschaffende in Brandenburg. Die Kleist-Stadt Frankfurt (Oder) vergibt jährlich den Kleistförderpreis für junge DramatikerInnen, das Museum ist an der Jury beteiligt, wir geben regionalen und überregionalen AutorInnen ein Forum, wenn sie zum Beispiel „Im Haus des Dichters“ aus ihrer Werkstatt vortragen möchten. Wir möchten weitergehen und ein Kleist-Stipendium vergeben, um schreibenden Menschen, die in Kleists vielfältigen Spuren gehen, freies Denken oder „Gehirnverrückung“ zu ermöglichen.

Eine Kreativleistung, die uns die internationale Rezeption unseres Dichters und die geographische Lage unseres Hauses nahelegen, ist die Übersetzung. Das Kleist-Museum liegt am Rande dieser Republik – aber immer auch mitten in Europa. „Kleist in vielen Zungen“ war 2018 ein Workshop, der unser Haus durch die vielfache Suche nach dem richtigen Wort in fünf Sprachen zum Vibrieren brachte. Nach schönen Kooperationen mit dem Deutsch-Polnischen Forschungsinstitut auf der östlichen Oderseite entwickeln wir zurzeit Projekte mit dem Karl-Dedecius-Archiv und der Dedecius-Stiftung. Das Kleist-Museum könnte ein Pfeiler für eine deutsch-polnische Literaturbrücke sein.

Ein wichtiges Arbeitsfeld des Kleist-Museums ist traditionell die Nachwuchsförderung. Jährlich finden interdisziplinäre Studientage zu verschiedenen Themen statt, auf denen Kleist-ForscherInnen prädoc und postdoc ihre Arbeiten zur Diskussion stellen. Auch hier wollen wir Kulturschaffende aus anderen Kleist'schen Arbeitsbereichen fördern. 2017 wurde das Haus erstmal im Ganzen zur Werkstatt für Schauspielstudierende aus drei Ländern, die dem Publikum internationale junge Perspektiven auf Kleists Leben und Werk darboten. Diesen Dialog wollen wir wiederholen, u. a. mit einem Projektantrag für SchauspielerInnen und DramaturgInnen aus Russland, Belarus und Deutschland zu Kleists „Hermannsschlacht“.

Eines unserer schönsten Theaterprojekte bewies, dass man Kleist spielen kann, bevor man selber liest: 2018 haben Kinder der deutsch-polnischen Nachbar-Kita Kleists „Sonderbaren Rechtsfall in England“ im und um das Museum aufleben lassen. Die Kooperation geht weiter, wir freuen uns schon auf die Fortsetzung!

Die Modernität von Kleists (Lebens)Themen – „Brüchigkeit des Lebens“, „Reiseleben“, „Fremdheits- und



Blick in die Ausstellungsetage im Neubau von 2011

Gewalterfahrung“ – machen sein Werk anschlussfähig auch für neue MitbürgerInnen. Hierfür Projekte zu entwickeln und gemeinsam Sprach-/Brücken zu bauen, gehört zu den Aufgaben der näheren Zukunft. Das Kleist-Museum hat sich erfolgreich an der Ausschreibung der Kulturstiftung des Bundes beteiligt und Geld für Projekte mit und für „die neue Stadtgesellschaft“ eingeworben. Dafür haben wir die Herausforderung, einen Dichter des 18. Jahrhunderts mit anspruchsvoller, besonderer Sprache zugänglich zu machen, als Diskussionsanregung begriffen. Zu Kleist und mit Kleist Türen öffnen, das ist das Ziel.

Kleist-Museum
Faberstraße 6–7
15230 Frankfurt (Oder),
Tel.: 03 35.38 72 21–0
www.kleist-museum.de
E-Mail: info@kleist-museum.de

Adelbert von Chamisso in Kunersdorf Ein neues Museum im Oderbruch

Stefan Rohlf



Blicke in die Ausstellungsräume des jungen Chamisso Museums



„Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie auch irgendwann.“ Das sagte Margot Prust, die Museumsgründerin, anlässlich der Eröffnung des Chamisso Museums im RBB-Fernsehen. Sie ist die Eigentümerin des Hauses, das seit dem 13. April 2019 das Chamisso Museum beherbergt. Als eine lebenslang kulturell engagierte Frau war es ihr Traum, eine Kulturstätte nach eigenen Vorstellungen zu errichten. Mit diesem Vorhaben hatte sie das Haus 2006 erworben. Der richtige Zeitpunkt, der richtige Ort und die richtigen Leute haben ihren Traum wahr werden lassen.

Ein Chamisso Museum gab es zuvor weder in Frankreich noch in Deutschland. Vielleicht wurde der Autor von beiden Seiten nicht als zugehörig anerkannt, denn von sich selbst schrieb er: „Ich bin Franzose in Deutschland und Deutscher in Frankreich. Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken. Jacobiner bei den Aristokraten und bei den Demokraten ein Adliger. Nirgends gehöre ich hin. Überall bin ich der Fremde.“ Worte, die auch heute aktuell klingen!

Ein Dichter wie Chamisso, der auch die Erforschung der Natur zu seiner Lebensaufgabe machte und sprachwissenschaftliche und ethnologische Studien betrieb, darf wohl als Universalgelehrter bezeichnet werden. Wie Georg Forster oder Johann Wolfgang von Goethe erweiterte er sein Weltbild durch Reisen, Bildung und Sprachen. Seine Publikationen brachten

ihm schon zu Lebzeiten Anerkennung ein. Und so wurde Chamissos Mitgliedschaft in der Preußischen Akademie der Wissenschaften von niemand Geringerem befördert als von Alexander von Humboldt, der ebenfalls Gast im Kunersdorfer Musenhof war. Auch aus heutiger Sicht kann man sich kaum eine größere Wertschätzung vorstellen.

Ein Museum für Adelbert von Chamisso in Brandenburg, im Oderbruch, in Kunersdorf, 14 km vor der Landesgrenze nach Polen. Einen abgelegeneren Ort kann es kaum geben. Aber warum nicht? zu Chamissos Zeiten lag Kunersdorf im Herzen Preußens, für die Erinnerung an den Dichter ist Kunersdorf ein authentischer Ort: Hier war er für einen Sommer bei der Grafenfamilie von Itzenplitz zu Gast. Hier knüpfte er als 32-Jähriger Fäden für sein ganzes, späteres Leben.

Als er nach Kunersdorf kam, hatte Chamisso seine militärische Laufbahn bereits hinter sich. Er betrieb hier botanische Forschungen und nahm ca. 1.700 Pflanzen in einer Sammlung auf, die deren Vorkommen auf den Friedländischen Gütern (also auch in Kunersdorf) verzeichnete, und er schrieb hier seine Novelle „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“, mit der er seinen literarischen Ruhm begründete. Eine „erstaunlich, unerhört, deutsche Meisterdichtung“, wie Thomas Mann im Jahre 1911 diesen Text nannte.

Das Märchen vom Verkauf des Schattens an den Teufel kann man als Gleichnis für das Aufgeben von Identität, Charakter und Stärke verstehen. Es ermöglicht Ungebundensein und Freiheit. Aber es schafft auch Leid und Heimatlosigkeit. Diese gespenstische, zugleich sehr moderne Geschichte eines zerrissenen Menschen wurde schon ein knappes Jahr nach dem Verfassen gedruckt. Ihr berühmter Herausgeber: Friedrich de la Motte Fouqué.

Damit ist Kunersdorf der Anfangspunkt für Chamissos naturwissenschaftliche und literarische Karriere. Das Schloss, in dem er die Sommermonate 1813 verbrachte, existiert heute nicht mehr, es ist den Nachkriegswirren der späten 1940er Jahre zum Opfer gefallen. Die Villa, die seit kurzem das Chamisso Museum beherbergt, ist ein zusätzlicher Bau auf dem Schlossareal und wurde als Dependance des Grafenschlosses genutzt. Heute ist sie der ideale Platz für ein Chamisso Museum. Sicher, Berlin war der eigentliche Wirkens- und Schaffensort für Adelbert von Chamisso, und es hätte der Stadt gutgetan, für diesen Dichter und Naturwissenschaftler einen Raum des Gedenkens zu schaffen. Aber Berlin ist bisher nie auf diese Idee gekommen und nun war Kunersdorf schneller.

Der Förderverein Kunersdorfer Musenhof e.V. ging im Jahr 2015 aus der Chamisso-Gesellschaft hervor und hatte sich die Errichtung eines Museums zum Ziel gesetzt. Der damalige Vorsitzende, Prof. Jürgen Reimann, ist durchaus als Vater des Projekts zu bezeichnen. Er hat die Planung gemeinsam mit der Eigentümerin des Hauses, Frau Margot Prust, vorangetrieben.

Wenn man bedenkt, dass der Museumsaufbau durch private Spenden, ohne öffentliche Fördermittel entstand und dass der Aufbauprozess nicht ohne hochmütige Ignoranz und Besserwisseri vorstättenging, präsentiert der Förderverein heute ein beachtliches Ergebnis: Ein neues Museum in Brandenburg, das ausschließlich bürgerlichem Engagement zu verdanken ist. Die Vereinsmitglieder zeigten hier ihren Sinn für Tradition, und vor allem zeigten sie ihren Willen zu kultureller Verantwortung. Jedes der sechzig Mitglieder hat sich nach seinen Möglichkeiten an diesem Projekt beteiligt, mit Spenden, inhaltlicher Unterstützung oder administrativen Hilfestellungen. In fast vier Jahren hat es der Verein geschafft, mehr als 200.000 EUR zusammenzutragen. Eine Crowdfunding-Aktion im Internet, Benefizkonzerte oder Spendenaufrufe haben das alles möglich gemacht.

Die Exponate der Dauerausstellung hat das Chamisso Museum vielen Leihgebern und Schenkern zu verdanken. Das sind unter anderen die Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, das Schiffahrtsmuseum Unterweser in Brake, das Museum Viadrina in Frankfurt (Oder), die Albert-Heyde-Stiftung in Bad Freienwalde und das

Gerhart-Hauptmann-Museum in Erkner. Auch private Leihgeber unterstützten uns, der Schriftsteller Günter de Bruyn aus Tauche, Prof. Jürgen Reimann aus Petershagen, Gräfin Grote von und zu Schachten aus Grebenstein, Familie Kleidt aus Neuenhagen, Familie Schiffmann aus Neutrebbin und Clarissa Levens aus Dortmund.

Zur Einrichtung des Museums bedurfte es eines kreativen Ausstellungsgestalters. Den hat der Verein auch schnell gefunden. Das Gestalterteam von „h neun“, ein Büro für Wissenschaftsarchitekturen aus Berlin, wurde beauftragt. Das Ergebnis ist eine moderne Ausstellung, die gewissen Moden von Museumseinrichtungen „nicht auf den Leim geht“. Übersichtlich und informativ, mit Sinn für das Detail.

Die Dauerausstellung gibt einen strukturierten Überblick über das Leben und Wirken Adelbert von Chamissos. In der ersten Abteilung wird er als Dichter und Literaturförderer gewürdigt. Die zweite Abteilung thematisiert Chamissos Weltreise, mit seinen Entdeckungen und Forschungen. Der dritte Bereich geht auf seine Tätigkeit als Botaniker ein. Ergänzend dazu führt die Ausstellung in den Kunersdorfer Musenhof ein und stellt seine Schlossbewohner, vor allem die Frauen von Friedland, und die Gäste des Schlosses vor.

Mit dem Museum ist es dem Förderverein Kunersdorfer Musenhof e.V. gelungen, den Sehenswürdigkeiten und Kulturstätten im Oderbruch einen neuen Baustein hinzuzufügen. Als Memorial für einen Dichter und Naturforscher wird es sich als eine wertvolle Ergänzung in die bestehenden Stätten einreihen. Als Ort der Wissensvermittlung soll das Museum aber auch eine weitere Funktion für Kunersdorf übernehmen: Mit dem Chamisso Museum wollen wir ein historisches Ensemble wiederherstellen. Der Abriss des Schlosses hat im Ortskern eine empfindliche Lücke gerissen. Es existiert nur noch die Villa als ehemalige Schlossdependance. Indem das Haus öffentlich zugänglich gemacht wird, bildet es nun den begehbaren Mittelpunkt zwischen der Kirche, dem Schlosspark von Peter Joseph Lenné, dem direkt dahinter liegenden alten Dammkrug und der klassizistischen Grabkolonnade. Das Chamisso Museum „bündelt“ diese Stätten inhaltlich und gibt über sie Auskunft.

Das junge Museum mit Leben zu erfüllen, ist nun die nächste Aufgabe. Ein Programm verschiedener Veranstaltungen soll Chamisso in die Öffentlichkeit tragen. Konzerte, Vorträge und Lesungen werden das Museum begleiten: Adelbert von Chamisso ist zu entdecken!

Chamisso Museum im Kunersdorfer Musenhof
Dorfstraße 1
16269 Bliesdorf/OT Kunersdorf
Tel. 03 34 56.15 12 27
www.kunersdorfer-musenhof.de
E-Mail: info@kunersdorfer-musenhof.de

„Die Welt umwälzen ...“ Das Bettina und Achim von Arnim-Museum im Schloss Wiepersdorf

Norbert Baas



Malerisch zwischen Eichen und Palmen: Westfront von Schloss Wiepersdorf

Schloss Wiepersdorf steht vor einer erfreulichen Renaissance als Künstlerhaus. Es wird in Zukunft als „Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf“ des Landes Brandenburg geführt und sieht somit einer nachhaltig gesicherten Zukunft entgegen. Die Stipendiatenprogramme werden im Vordergrund stehen, für deren Fortsetzung sich der Freundeskreis Schloss Wiepersdorf seit vielen Jahren mehrfach und nachdrücklich ausgesprochen hat. Ebenso ging es ihm um die „Bewahrung der Erinnerung an die Geschichte des Ortes unter Einbeziehung des Bettina und Achim von Arnim-Museums“, wie es im Gesetz der Landesregierung unter den Stiftungszwecken heißt.

Das Museum wurde 1992 auf Initiative des Freundeskreises mit Unterstützung des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main eingerichtet, überwiegend von den Mitgliedern des Freundeskreises finanziert und von diesem betreut. Nach nunmehr 27 Jahren erfolgreichem Betrieb mit jährlich rund 2.000 bis 2.500 Besuchern erscheint, trotz überwiegend sehr positiver Bewertungen, eine Anpassung an didaktisch zeitgemäßere Präsentationen der Exponate geboten.

Die Wiedereröffnung des Künstlerhausbetriebs in Wiepersdorf nach Abschluss der laufenden Renovierungen wird für Sommer 2020 angestrebt. Als einzige Künstlerresidenz in Deutschland ist Wiepersdorf in historischer Betrachtung ein authentischer Ort der Romantik, der vor allem in der literarischen Welt auf anhaltendes Interesse stößt. Es sollte in der Zukunft aber nicht nur um Bettina und Achim von Arnim und einige ihrer Nachfahren gehen, sondern auch um die Zeit von 1945 bis zur Wiedervereinigung und hier gerade auch um die Rezeption der Romantik und gegenläufiger Strömungen in Literatur und bildender Kunst in der DDR. Der Freundeskreis hat dazu im Oktober 2015 gemeinsam mit dem Künstlerhaus ein vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Potsdam gefördertes Symposium in Wiepersdorf veranstaltet. Die Ergebnisse finden sich in einem Sammelband mit dem Titel „Die blaue Blume in der DDR – Bezüge zur Romantik zwischen politischer Kontrolle und ästhetischem Eigensinn“.¹ Eine vom Freundeskreis 2018 einberufene und von der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur geförderte Expertengruppe kommt in ihrem Bericht vom Juni 2018 zu folgendem Ergebnis: „Obwohl zahlreiche prominente Autoren, bildende Künstler und Musiker in Wiepersdorf weilten, dort wirkten und auch Ferien machten, wird diese Zeit im Museum bislang weder abgebildet noch zeitgeschichtlich eingeordnet. Hier besteht eine auffällige Lücke, die durch die Erweiterung des Museums zu schließen ist.“ Interessant wird dieses Projekt auch durch die in Wiepersdorf gesammelten Kunstwerke aus der DDR-Zeit, darunter Arbeiten von Tübke, Grimmling und Porträtzeichnungen, die Gäste wie zum Beispiel Anna Seghers darstellen. Einige dieser Werke hingen früher in den Gästezimmern und werden zurzeit im noch nicht der Öffentlichkeit zugänglichen Depot gelagert. Dazu gehören auch zwei große Bronzereliefs von Michael

Klein, die Bettina und Achim von Arnim darstellen und im Eingangsbereich des Schlosses hingen.

Um welche geschichtlichen Bezüge geht es in Wiepersdorf? Erinnern wir uns: Nach ihrer Hochzeit 1811 in Berlin zogen Achim von Arnim und die in Frankfurt am Main aufgewachsene Bettina von Arnim (die Schwester des mit Achim befreundeten Dichters Clemens Brentano) 1814 nach Wiepersdorf. Während es Bettina mit ihren sieben Kindern oft nach Berlin zog, blieb Achim von Arnim bis zu seinem Tod 1831 in Wiepersdorf, wo er einige seiner bedeutenden Werke verfasste. Erst danach begann Bettina – oder, wie sie sich gern selbst nannte: Bettine – mit dem Schreiben und kehrte häufiger von Berlin nach Wiepersdorf zurück.

Bis heute geht von Bettina von Arnim die stärkste Symbolkraft in Wiepersdorf aus. Als Romantikerin des Vormärz, die die Revolution von 1848 befürwortete, war sie eine leidenschaftliche Kämpferin für individuelle Selbstverwirklichung und für soziale Gerechtigkeit. Sie wollte der verbreiteten Armut den Kampf ansagen und trotzte der staatlich-bürokratischen Bevormundung der Kunst. Hartnäckig setzte sie sich für die Freiheit der Polen ein, deren Los im preußisch besetzten „Großherzogtum Posen“ sie in ihren mahnenden Briefen an König Friedrich Wilhelm IV. zu verbessern trachtete. Das Vorgehen des preußischen Militärs unterzog sie harscher Kritik.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte der bei Theodor Piloty ausgebildete Maler Achim von Arnim-Bärwalde eine wichtige Rolle für das Baudenkmal Schloss Wiepersdorf. Der Enkel Achims und Bettinas verlieh dem schlichten Gutshaus durch ästhetisch feinsinnige Verschönerungen und Erweiterungen seinen heutigen, schlossähnlichen Charakter. Das mit seinen Gemälden reich ausgestattete Atelier ist ein innenarchitektonisches Juwel und gehört zum Museumsbereich im Schloss. Es wird gerne für Veranstaltungen genutzt. Arnim-Bärwalde legte den weitläufigen Park im französischen Barockstil an, ließ die Orangerie errichten und die Gutskirche im mittelalterlichen Stil ummanteln.



Bettina von Arnim in einem Pastell von Achim von Arnim-Bärwalde, um 1880

Das Ende des Zweiten Weltkrieges markierte zwar einen Umbruch, gleichwohl wurde die Kontinuität der Tradition künstlerischen Schaffens gewahrt. Nach der Besetzung durch sowjetische Truppen im April 1945 breitete sich das Chaos im Schloss aus. In dieser Zeit nahm die in Wiepersdorf mit ihrer Mutter und ihren Schwestern lebende Bettina Encke von Arnim, eine Schwester des in die Sowjetunion deportierten Eigentümers des Schlosses, Friedmund von Arnim, die Geschicke des Hauses in die Hand und plädierte energisch für die Gründung einer Dichterstiftung. Darin wurde sie von dem ehemaligen kommunistischen und jüdischen Reichstagsabgeordneten Iwan Katz unterstützt, dem die Familien Encke und Arnim während seiner nationalsozialistischen Verfolgung helfend zur Seite gestanden hatten. Katz war nach Kriegsende im Berliner Magistrat vertreten und ließ seine Verbindungen spielen: Noch vor der Enteignung der Familie

von Arnim wurde in Potsdam 1946 eine Dichterstiftung gegründet. So war der Grundstein für das spätere Schriftstellerheim gelegt, in das sich zahlreiche bekannte Autoren, Künstler und Musiker aus der DDR und befreundeter Nachbarstaaten gerne zurückzogen. Sie erlebten Schloss Wiepersdorf als ein geschätztes Refugium. Dabei war klar, dass es nur den politisch etablierten Vertretern des kulturellen Schaffens offenstand. Häufiger Gast war zunächst die aus dem Exil zurückgekehrte Anna Seghers, die erste Präsidentin des Deutschen Schriftstellerverbandes. Autoren und Künstler, die offen das System ablehnten, hatten keine Aussichten, als Gäste angenommen zu werden. Die Kulturwissenschaftlerin Friederike Frach hat die Zeit des Künstlerheims unter der Kulturpolitik der DDR erforscht und darüber ein Buch veröffentlicht.²

Wie kam es dazu, dass die leidenschaftliche, freiheitsliebende und sozial verantwortliche Bettine von der DDR-Kulturpolitik in so hohen Ehren gehalten wurde? Weder war sie eine Marxistin noch eine Republikanerin. Wie Achim von Arnim kämpfte sie gegen die preußische Zensur, befürwortete die Revolution von 1848, blieb aber ihrem Ideal eines aufgeklärten „Völkönigtums“ treu. Ganz sicher stand hinter ihrem Diktum, man müsse „die Welt umwälzen“, mehr als Sozialromantik, denn Bettine war politisch versiert und kämpfte mit Macht für die Freiheit Polens. Ihr Salon in Berlin galt als Treffpunkt nicht nur des aufgeklärten Bürgertums, des kritischen Adels und einiger Diplomaten; gerade auch „ausgefallene“ Persönlichkeiten und Nonkonformisten frequentierten ihn.

Ihre eigenwilligen Grenzüberschreitungen dürften eine Erklärung dafür sein, dass die DDR-Politik Bettina von Arnim als eine „Vorläuferin des Sozialismus“ und Frauenfigur von Rang gelten ließ, auch als eine Identifikationsfigur für tätiges soziales Handeln und für die stete Sorge um Familie und Kinder. Christa Wolf schrieb einmal, hinter all ihrer Schwärmerei stecke eine „todernste Person“. In vielen ihrer emanzipatorischen Züge fanden sich Schriftstellerinnen der DDR wieder, neben Christa Wolf sicherlich vor allem Sarah Kirsch und auch die Kinderbuchautorin Christa Koszik, um nur einige zu nennen. Wer aus der DDR kannte nicht ähnliche Probleme mit Zensur und staatlicher Überwa-

chung? Gemeinsam war ihnen die schwierige Erfahrung vom Aufbegehren gegen gesellschaftlich-staatlichen Autoritarismus und gegen eine die Kunst einschränkende Machtkonfiguration.

In die Gründung des Künstlerheims – zuletzt unter dem Namen „Arbeits- und Erholungsstätte Bettina von Arnim“ bekannt – wirkte somit eine einzigartige Verschränkung der Geschichte der Familie von Arnim mit der Kulturgeschichte der DDR hinein. Sie setzte sich nach der Wiedervereinigung fort, als die Alleinerbin aus der Familie, Clara von Arnim, den Freundeskreis Schloss Wiepersdorf ins Leben rief und die Einrichtung des Museums initiierte, um den Besuchern, Stipendiaten und anderen Gästen des Hauses ausschnitthaft Leben und Werk Bettina und Achim von Arnims zu vermitteln. Im ersten Beirat des Freundeskreises waren Hans-Otto Bräutigam und Sarah Kirsch vertreten. Wie ihre Schwägerin Bettina Encke trat auch Clara von Arnim für die Sicherung des Hauses als Künstlerstätte ein. Sie widerrief schließlich 1998, als das Künstlerhaus etabliert war und ihr der Bestand des Museums als gesichert galt, ihren Antrag auf Rückübertragung von Schloss Wiepersdorf und auf den literarischen Nachlass der Dichter. Bundespräsident Johannes Rau würdigte diese im Interesse der Öffentlichkeit getroffene Entscheidung durch Überreichung des ihr verliehenen Maecenas-Preises.

Seit 2014 setzt sich der Freundeskreis dafür ein, den Bettina und Achim von Arnim gewidmeten Teil des Museums um einen DDR-Teil zu ergänzen, da sich die Epoche der Romantik und die Zeit der DDR in Wiepersdorf „begegnen“. Die Mehrzahl der vom Freundeskreis angesprochenen Entscheidungsträger in Politik und Kulturleben befürwortet diesen Vorstoß zur Erweiterung des Museums, darunter auch die Beauftragte für das künftige Romantik-Museum in Frankfurt am Main, Professor Anne Bohnenkamp-Renzen, die sich unter diesem Blickwinkel eine Kooperation mit Wiepersdorf vorstellen kann. Der Ort verdient Anerkennung als eine nationale literarische Gedenkstätte und das Museum bedarf einer angemessenen Stellenausstattung.

Es ist ein wichtiges Anliegen, den Stipendiaten die spannende Geschichte des Hauses und seiner dort vertretenen künstlerisch-literarischen Strömungen und Per-



Blick in das frühere Atelier von Achim von Arnim-Bärwalde im Schloss Wiepersdorf

sönlichkeiten mit Hilfe des Museums zu vermitteln sowie mit ihnen darüber zu forschen, auch durch die Vergabe von Stipendien. In seiner Stellungnahme zur schriftlichen Anhörung des Landtages zur Debatte am 8. Mai 2019 hat der Vorstand des Freundeskreises zur künftigen Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf nochmals seine Auffassung bekräftigt, dass der Stipendienbetrieb wieder lebendiger Mittelpunkt des Hauses werden müsse. Zusätzlich würde eine zweite Säule durch die vorgesehene Einbeziehung wissenschaftlicher Forschungsstipendien entstehen. Das Museum sollte als dritte Säule gestärkt werden. Mit dieser Herangehensweise kann ein wegweisendes Museumskonzept verwirklicht werden, das den Künstlern zusätzliche Bildungserfahrung, Interaktion, Synergien und Inspiration ermöglicht. Schloss Wiepersdorf hat außerdem beste Voraussetzungen, auf der Grundlage seiner langjährigen internationalen Verbindungen Partner zu gewinnen, die aus dem Ausland ihre Erfahrungen und Einsichten zu uns nach Deutschland bringen. Aber natürlich sollten nicht nur geistige Eliten, sondern alle Bürgerinnen und Bürger aus der Region, Reisende und Touristen angesprochen und als Museumbesucher umworben werden. Hier gibt es Nachholbedarf.

Es ist dem Museumsverband Brandenburg zu danken, dass unter seiner Ägide ein Gesprächsprozess mit Beteiligung der Gründungsbeauftragten für die Kultur-

stiftung Schloss Wiepersdorf, Annette Rupp, Angehörigen des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, dem Freundeskreis und erfahrenen weiteren Experten eingeleitet wurde, der die begonnenen Überlegungen fortsetzt, erweitert und vertieft. Er wird noch ein wenig dauern. Aber es liegt wohl in der Natur der Sache, dass Museumskonzepte, in denen sich Gegenwart und Geschichte treffen, Zeit brauchen, um zu überzeugen.

- 1 Herausgegeben von Friederike Frach und Norbert Baas, Berlin 2017.
- 2 Friederike Frach, Schloss Wiepersdorf – Das „Künstlerheim“ unter dem Einfluss der Kulturpolitik in der DDR, Berlin 2012.

Schloss Wiepersdorf
 Bettina-von-Arnim-Straße 13
 14913 Niederer Fläming
www.freundeskreis-schloss-wiepersdorf.de
 E-Mail: fk-wiepersdorf@web.de

Der Papier- und Textarbeiter Gespräch zur Fontane-Ausstellung im Museum Neuruppin

Heike Gfrereis und Peer Trilcke



Die Ausstellung „fontane.200/Autor“ im Museum Neuruppin

Peer Trilcke Die von Dir kuratierte Ausstellung „fontane.200/Autor“ ist, so mein Eindruck, ein großes Plädoyer für die Sinnlichkeit von Literatur. Immer wieder gibt es diese Momente, wo Fontanes Texte als materielle Gebilde – sei es als wuchernde Handschriftenseiten, sei es als kunstvoll komponierte Artefakte aus Buchstaben – in den Vordergrund treten. Geht damit auch ein Abstandnehmen vom „tiefen Sinn“ der Literatur einher, also von der Vorstellung, Literatur müsse eine besondere, eben „tiefe“ Bedeutung haben?

Heike Gfrereis Ich glaube, man kann Sinn und Sinnlichkeit in der Kunst nicht voneinander trennen, aber man wird beim öffentlichen Reden über Literatur und noch mehr beim Ausstellen von Literatur immer wieder aufs Neue geradezu dazu gedrängt, diese sinnlichen Dimensionen des Schreibens wie des Lesens gegenüber der vermeintlichen Referenz ihres Gegenstands deutlich zu machen: Sie sind substantiell und nicht oberflächlich. Ein poetischer Text ist kein Gefäß und kein Ausdrucksmedium, er ist selbst die Füllung

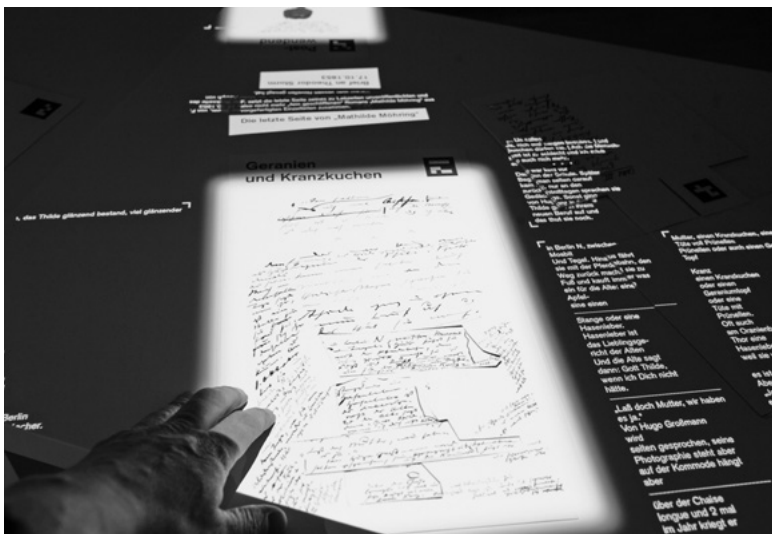
und Mitteilung. So wie er ist und wie er da steht. Dieses „So-wie-er-ist-und-da-steht“ wird in seiner ganzen Nichtselbstverständlichkeit, seiner Performativität und „Mache“ (das ist so ein Fontane-Wort) überdeutlich, wenn man es mit den Umgebungen eines Texts im Archiv zu tun hat: mit dem, was vor und um ihn herum passierte, mit seinen Avant-, Para-, Epi- und Posttexten, mit den dinglich gewordenen Praktiken des Schreibens und Lesens in einem sehr weiten Sinn.¹ In Fontanes Notizbüchern (wir zeigen zum ersten Mal alle 67 überlieferten Notizbücher Fontanes), funktionieren die meisten Skizzen gerade noch nicht oder in manchen Fällen auch nicht mehr als poetische Texte, sie sind für den Autor potentielles poetisches Material wie die Form, in der er ins Schreiben kommt.

Der öffentliche Diskurs über Literatur ist jedoch immer noch von einer Art religiöser Erwartung geprägt, sie vermittele Bedeutung, stifte Sinn, besäße Tiefe, böte Orientierung und helfe uns beim Leben. Nach der Bedeutung, die ein Autor für unsere Zeit hat, wird man als Kurator sehr häufig gefragt, aber selten danach, was seine Kunst auszeichnet, wie etwas geschrieben ist und was dieses „Wie“ mit uns (und auch dem Autor) macht. Wir haben den Dichturfürsten und den Literaturpapst aus dem 18. Jahrhundert über die Traumata des 20. Jahrhunderts ins 21. mitgenommen. Als ob der Autor selbst die Instanz wäre, die unmittelbar für den Sinn einstünde, besonders dann, wenn sich seine Biographie als Leidens- oder wenigstens Exklusivgeschichte erzählen lässt. Schon Fontane selbst hat mit seinen beiden ja tatsächlich sogar als „Lebenshilfe“ verfassten autobiographischen Büchern diesen Topos „Er litt, schrieb und starb“ deutlich unterlaufen. Das einzige, was er in „Meine Kinderjahre“ allen unschönen Erfahrungen zum Trotz, die man auch als Serie traumatischer Verletzungen hätte erzählen können, biographisch begründet, ist das vom Vater ererbte „Wie“ seiner Erzählungen: das Plaudern und Plaudernlassen, die Freude an Wortbedeutungen und -klängen, das Skalierenkönnen von Geschichten, das Klein- oder Groß Erzählen, der dazu passende künstlerisch-künstliche Umgang mit Papier und Schreibtisch, denn der Vater „saß gern an diesem seinem Sekretär und hing mehr oder weniger an jedem Kasten und Schubfach desselben“.²

PT Der Papier- und Textarbeiter Fontane spielt in der Ausstellung „fontane.200/Autor“ eine große Rolle. Wie stellt man so etwas aus?

HG Fontanes Vorliebe für das Drehen und Wenden von Papier, das dialogisierende Mischen, Verschneiden und Sampeln von „Stoff“, für Punkte und Linien, Zahlen und Listen kann man ja tatsächlich sehen. Schreiben ist hier sehr konkret und buchstäblich: Wörter, Sätze und Geschichten gleichsam zur Erscheinung zu bringen und dinglich werden zu lassen. Für eine Ausstellung von Handschriften ist das ein großer Vorteil. Wobei man selbst dann sehen kann, in welche Richtungen und in welchen Stufen und wie Fontane das Papier beschrieben hat, wenn man die Schrift nicht lesen kann. Aber natürlich sind diese sichtbaren Elemente relativ bescheiden, die Notizbücher klein, die Handschriften kaum lesbar und so etwas wie eine Reihe von der ersten Idee zum fertigen Text selten rekonstruierbar. Eine Liste ist eben nicht mehr als eine Liste, sodass wir wieder an das oben erwähnte Problem rühren: Die Materialien aus dem Nachlass zeigen uns nicht so etwas wie das große Ganze, sondern das Kleine und das Konkrete – Fontanes Schreibapparat, in dem Hand und Kopf einen Dialog eingehen. Sichtbar ist der „Lausedichter, zum Theil sogar aus Passion; aber doch auch wegen der Abwesenheit des Löwen.“³

Um die Besucher in diese Schreibbewegungen und Phantasieräume, in diese Vor- und Hinterhöfe, Keller und Dachböden der Texte zu verwickeln, mischen wir in der Ausstellung in einem großen Raum zu „Fontanes Kopf. Schreiben“ Originale und Projektionen. Seiten aus den Notizbüchern, Materialsammlungen und Manuskripte werden auf einen großen Werkstatt-Tisch neben die Original-Notizbücher projiziert – ein sanft bewegtes Meer aus Papieren und Zeichen, in dem dann auch Phänomene, die sich wiederholen, deutlich, aber flüchtig aufscheinen und von uns mit Hilfe von Hashtags (z.B. #Streichen, #Drehen, #Wenden, #Liste, #Plan, #Karte, #Namen, #Schneiden, #Kleben, #FremdeTexte, #DreiLinien, #WieTinte, #InEtwa, #Realismus, #Parallelaktion, #Fahren, #Wanderungen, #Gedicht, #Roman, #Theater, #Kunst, #Krieg) verknüpft.



Wir projizieren dabei nach dem Zufallsprinzip, nicht in einer textgenetischen Reihenfolge von der Idee zum Ziel. Wer schreibt, wer liest, legt einen Weg zurück, der von Zusammenballungen, Parallelaktionen, Sprüngen und Lücken, Mustern und Serien geprägt ist, von einem Hin und Her und Kreuz und Quer, und nicht nur schlicht von A nach B führt. Mit Hilfe von interaktiven Projektionen werden leere oder auch schon auf einer Seite gefüllte Blätter und Notizbücher langsam beschrieben, transkribiert und kommentiert, sobald die Besucher sie in

die Hand nehmen und drehen und wenden. Sie können dann tatsächlich sehen, wie Fontane am Schluss-Satz des „Stechlin“ schraubte, wie er an „Die Brück‘ am Tay“ herumdichtete und daneben später eine Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ skizzenhaft notierte oder wie er eines seiner berühmtesten Leitmotive schon in einem frühen Entwurf fand: „Es ist ein weites Feld“.

PT In der Ausstellung wird die Darbietung des Analogen par excellence – also von Handschriften in ihrer Materialität, Authentizität und Einzigartigkeit – mit digitalen Präsentationsformen verknüpft. Dass das Digitale das Materielle bedroht und verdrängt, wie man zuweilen liest, dass es hier also eine Konkurrenzsituation gibt, scheint für Dich kein Problem zu sein?

HG Nein, das Digitale ist in diesem Fall ja schlicht und einfach nur das Digitalisat und damit ein anderer Aggregatzustand des Originals, das in Ausstellungen aus Gründen der Sicherheit und Bestandserhaltung unberührbar ist. Paradoxerweise ist es die digitale Präsentation, die den Besuchern die sinnlich-körperlichen Erfahrungen von Nähe und damit die intuitiv-immersive Erfahrung der Materialität, Authentizität und Einzigartigkeit erlaubt, die so sehr mit dem Original assoziiert wird, aber auf analoge Weise in einer Ausstellung tatsächlich gar nicht möglich ist.

Damit das in einer Ausstellung funktionieren kann, müssen aber, das glaube ich schon, auch Originale anwesend sein, weil sie für die meisten von uns immer noch eine andere Art von Präsenz, imaginärer Haptik und Ernsthaftigkeit besitzen, eine „Berühr-mich-nicht-aber-schau-mich-umso-mehr-an-Aura“. Originale sind, so bilde ich mir zumindest ein, schon ein wenig umständlicher, widerständiger und eigensinniger, dreidimensionaler. Und damit gefühlt tiefer als die so einfach skalier- und mobilisierbaren und als „Layers“ übereinanderschichtbaren Digitalisate. Hinzu kommt der öffentliche Ausstellungsraum, der im Idealfall mit seiner (realen oder virtuellen) Architektur und Atmosphäre ebenso eigensinnig wie die Objekte behauptet: In mir existiert eine andere, eben ästhetisch dichtere und also etwas zähere Art von Zeit und Raum.

Vielleicht kann man das Verhältnis von Original und Digitalisat mit dem Verhältnis von Gedicht und Lesung vergleichen. Der Medienwechsel löst das Gedicht zwar als optischen Gegenstand auf, aber er bringt noch einmal anders in unser Bewusstsein, was es heißt, mit einem „Display sprachlicher Medialität“ und damit mit einem „Katalysator ästhetischer Evidenz“ umzugehen (wie Rüdiger Zymmer Lyrik definiert hat⁴ und wie ich das Potential jeder Literatur-Ausstellung und jedes ihrer Exponate bestimmen würde). Der Medienwechsel

macht Gegenstände flüssig und beweglich und holt sie in die Gegenwart herein, in den Augenblick und in den Prozess. Er erlaubt die Performativität des Materials.

PT Neben den Digitalisaten, also Bildern von Handschriften, nimmt das Digitale noch einen – buchstäblich – anderen Raum in der Ausstellung ein. Wir beide haben 2017, als die Vorbereitung zur Ausstellung begann, angefangen, uns über Verfahren der digitalen Analyse von Literatur auszutauschen, wie wir sie bei uns am Theodor-Fontane-Archiv in einem Forschungsschwerpunkt praktizieren, Verfahren, die derzeit unter der Bezeichnung „Digital Humanities“ oder auch unter dem Schlagwort „Distant Reading“ verhandelt werden.⁵ Es geht bei diesen quantitativen Verfahren darum, Strukturen zu beschreiben oder auch einfach erst einmal Wörter auszuzählen und deren Häufigkeit oder Seltenheit zu erheben. Für die Ausstellung haben wir am Theodor-Fontane-Archiv, insbesondere im Rahmen des philologischen Hackathons „Der Fontane-Code“ im Juli 2018, Daten erarbeitet,⁶ die nun als eine Art Installation einen ganzen Raum in der Ausstellung erfüllen.

Was reizt Dich an dem doch eher formalistischen und zientifischen, jedenfalls stark von der imaginativen Lektüre abstrahierenden Zugang zur Literatur, den die digitalen Analysen ermöglichen?



HG Die Ausstellung ist in drei große Kapitel gegliedert. „Fontanes Kopf. Schreiben“ konzentriert sich auf seine kreativen Techniken und die produktive Materialität seiner Schreiboperationen. In den beiden anderen Kapiteln steht die daraus hervorgegangene Machart seiner fiktiven und auch faktualen Texte im Mittelpunkt: „Fontanes Erfindungen. Texten“ und „Fontanes Wörter. Mixen“. Wir zeigen hier auf der Wort- und Textebene und damit anhand der Lexik, Rhetorik, Syntax und Interpunktion, der Konstellation und Interaktion der Figuren, Orte und Dinge, was Fontanes Texte so besonders macht: Strukturen, die mit Hilfe eines Banalitätsüberschusses das Erzählte als real ausgeben und zugleich mit Vorahnungen, Spuren und Beweisen durchdringen. Der Effekt dieser Strukturen ist, dass die erzählte und ziemlich banale Welt labil wirkt und hinter dem, was wir als Wirklichkeit bezeichnen, das Menschliche sein Unwesen zu treiben scheint: Ängste, Träume, Irrtümer, Schwächen und Nervositäten und damit dann auch so etwas wie das Wunderbare, Unbewusste, Unheimliche, Wahre und Komische. In „Effi Briest“ bündeln sich diese Fehlleistungen eindrücklich um einen einzigen Moment, Effis „Fehltritt“ mit Crampas. Fontane hat, so könnte man das zuspitzen, aus dem Goetheschen Kunstroman, unter dessen Oberfläche eine tiefere, mythologische Ebene steckt, so etwas wie den modernen Alltagsroman entwickelt, in dem diese Ebene in allen Banalitäten und Langweiligkeiten immer noch wirksam ist.

Mit Hilfe digitaler Textanalysen, wie Du sie machst und wie wir sie mit dem Hackathon für die Ausstellung erarbeitet haben, wollen wir das zum einen überhaupt erst einmal überprüfen, konkretisieren oder auch relativieren, zum anderen aber in der Ausstellung sichtbar machen. Mit ganz unterschiedlichen Annäherungen, von der Liste der häufigsten wie der seltensten Wörter über die Satzzeichen-Serialisierung und die Substantiv-Cloud bis zum Figurennetz, das wir dann in einem Raum skizzenhaft in ein reales Modell übersetzen: Wie zum Beispiel knüpft Effi in „Effi Briest“ Verbindungen zu anderen Figuren? Was sagt sie zu ihnen? Welche Wortfelder treffen dabei aufeinander? Wie grenzen sich die Figuren voneinander ab? Und wie wird dadurch ein von Interpretationen zugeschütteter Text wieder erfahrbar und vielleicht sogar spannend, weil ich mich

als Besucher traue, meinen eigenen Pfad von Fragen und Träumen durch diesen gleichsam ausgenücherten Text zu legen?

Darin liegt für mich ein großes Faszinosum digitaler Textanalysen: Sie zielen auf die Sichtbarkeit und Erfahrbarkeit von Textualität und damit auf die dynamische Materialisierung und Visualisierung von Literatur, gerade weil sie durch Formeln und Algorithmen die ästhetische Erfahrung, die Interpretation und Reflexion für eine Weile ausschließen. Wie schaut eine Rechenmaschine auf die Poesie? Was kommt heraus, wenn wir nicht sofort alles auf uns beziehen und empathisch selbst noch das Unverständlichste verstehen? Denn dabei ertappt uns die digitale Textanalyse: Wir sind permanent beschäftigt, aus normalen Sachen ganz besondere zu machen, indem wir filtern und fokussieren, erzählen, verkomplizieren, pathetisieren, ästhetisieren, verklären.

Daher schenken wir in der Ausstellung den kleinsten Elementen von Fontanes Wirklichkeitspoesie ein eigenes und sogar das insgesamt größte Kapitel. Die zusammengesetzten Wörter, die sehr häufig einen abstrakten Begriff mit einer individuellen Vorstellung, einem Gefühl oder einer Handlung kombinieren (wie „Generalwelanbrennung“, „Menschheitsbeglückungsidee“, „Weltverbesserungsleidenschaft“ und „Zärtlichkeitsallüren“), sind für uns Leser ideale Pathosformeln und werden in digitalen Textanalysen als Hapax legomena nach oben gespült.⁷ Sie sind das Leitmotiv der Ausstellung.

PT Ich finde diesen Ansatz faszinierend, nicht nur, weil er die Ergebnisse digitaler Analyse auf ihre Vermittelbarkeit, auf ihre Kommunizierbarkeit hin prüft und damit auch die Wissenschaft zur Selbstreflexion ihrer Darstellungsformen einlädt – sondern auch, weil die Art, wie Du mit diesen digitalen Daten umgehst, für mich noch mal eine ganz neue Dimension eröffnet: Indem diese Daten ausgestellt werden, gewinnen sie, obwohl doch eigentlich abstrakt und unsinnlich, eine neue Form der Materialität, die auch eine eigene Ästhetik hat, wobei die Ästhetik des Textes darin zwar verwandelt, aber doch irgendwie aufgehoben ist.

HG Natürlich habe ich auch etwas aus dem 18. Jahrhundert durch das formalistisch-strukturalistisch-dekonstruktivistisch-semiotisch-poststrukturalistische 20. Jahrhundert in mein 21. Jahrhundert genommen: die romantische Idee, die Lyrik sei so etwas wie Ursprung und Vollendung der Literatur, weil hier akustisch und optisch eintritt, was dann 1960 Roman Jakobson in seinem berühmten Aufsatz „Linguistik und Poetik“ beschrieben hat: „Jede Sequenz ist ein Simile.“⁸ Laute, Wörter, Sätze, bestimmte rhetorische und narrative Formeln wiederholen sich in einer Sprache, die eine poetische und damit eigenständige, autonome Funktion besitzt. Am deutlichsten macht das der Reim. Jedes Wort am Vers-Ende ist ein Simile des vorangegangenen und nachfolgenden. So wie jedes Wort in einer Verszeile, das einem Metrum folgt, allen andern gleicht, die dieses Metrum realisieren. Die Eigenschaft ›betont/unbetont‹ ist ebenso wichtig für die Auswahl und Position wie die Referenz des Worts. Wir finden das heraus, indem wir Silben zählen und Buchstaben und Gedichte sozusagen mit den Fingern lesen – mathematisch-quantitativ und zunächst einmal nicht qualitativ-evaluierend. Das empfand ich immer als Riesenglück der literaturwissenschaftlichen Strukturalismen, als eine Möglichkeit, individuell frei zu werden von dogmatischen Denkweisen, aber eben auch von den Kurzschlüssen der eigenen Imagination, die oft viel zu schnell etwas hineininterpretiert, was in einem Text überhaupt nicht da steht, weil sie ihn in irgendeine Schublade schieben möchte. Beim mathematisch-quantitativen Lesen werden dagegen der Text und seine Textur oder Struktur als Gegenstand imaginiert und eben nicht seine Bedeutung.

Von diesem Ansatz aus ist es nicht weit zu den digitalen Textanalysen, die das, was das „Close Reading“ für eine kleine Form wie die Lyrik leistet, für eine größere Textmenge ermöglicht: Similes herauszufinden, Muster, Wiederholungen, Maßeinheiten und eben auch Abweichungen und Einzigartigkeiten. Bei einer großen Form wie dem Roman können wir das nur passagenweise „von Hand“ machen, aber nicht für Textmassen und auch nie für den ganzen Romantext. Jeder kann einmal selbst ausprobieren, wie lang er braucht, um die Wörter und Satzlängen im ersten Kapitel des „Stechlin“ zu zählen. Das ist eine eigenwillige und sehr ästhetische, sehr fokussierte Art der Texterfahrung, bei der man

lernt, dass die imaginative Lektüre ohnehin eine Illusion ist. Die Romanlesesüchtigen „verschlingen“ den Text, indem sie ihn vergessen. Die mathematische, die digitale Analyse nimmt das auf, indem sie eben dieses einmal ausblendet: unsere eigene ästhetische Erfahrung eines Textes. Und plötzlich tritt dann der Text wieder hervor, als Oberfläche aus Zeichen, Buchstaben ...

PT ... was dann, das zeigt die Ausstellung auf wunderbare Weise, wiederum zu ästhetischen Erfahrungen führen kann. – Heike Gfrereis, herzlichen Dank für das Gespräch!

Das „Gespräch“ versteht sich als Fortschreibung und Adaption des Austauschs zwischen Heike Gfrereis und Peer Trilcke, der unter dem Titel „Display“ im Katalog zur Ausstellung „fontane.200/Autor“ seinen Anfang genommen hat.⁹

- 1 Vgl. dazu Uwe Wirth, Was zeigt sich, wenn man Literatur zeigt, in: Anne Bohnenkamp und Sonja Vandenrath (Hg.), Wort-Räume, Zeichen-Wechsel, Augen-Poesie. Zur Theorie und Praxis von Literatúrausstellungen, Göttingen 2011, S. 53–64.
- 2 Theodor Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. 1, Meine Kinderjahre, Berlin 1982, S. 47.
- 3 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 8. August 1883, in: Emilie und Theodor Fontane, Der Ehebriefwechsel, Bd. 3, 1873–1898. Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles, Hg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler, Berlin 1998, S. 361.
- 4 Rüdiger Zymner, Lyrik. Umriss und Begriff, Paderborn 2009, S. 140.
- 5 Vgl. dazu die Informationen auf <https://www.fontanearchiv.de/forschung/distant-reading-fontane/>
- 6 Vgl. zu den Ergebnissen des Hackathons die Beiträge in der Zeitschrift Fontane Blätter, Heft 106 (2018), S. 98–142 sowie den Blogpost „Der Fontane-Code. Philologischer Hackathon“, 14.12.2018, <https://www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2018/12/14/der-fontane-code/>.
- 7 Zu den Hapax legomena siehe Peer Trilcke: „Schmetterlingsschlacht. Seltenste Substantive in Fontanes Romanen“, 20.12.2018, <https://www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2018/12/20/schmetterlingsschlacht/>
- 8 Roman Jakobson, Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971, Hg von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt a.M., 1979, S. 83–121, hier S. 110.
- 9 Heike Gfrereis (Hg.), fontane.200/Autor. Das Bilder-Wörter-Stimmen-Lesebuch, Potsdam 2019.

„fontane.200/Autor“
30. März bis 30. Dezember 2019
Museum Neuruppin
August-Bebel-Straße 14/15
16816 Fontanestadt Neuruppin
www.museum-neuruppin.de

Besuch beim Vater

Die neue Dauerausstellung im Fontanehaus Schiffmühle

Michael Zajonz



Die Ausstellung thematisiert neben Fontanes Familie auch die Schiffmüller Lokalgeschichte.

„Denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich“, schreibt Theodor Fontane über seinen Vater. Im Fontanehaus Schiffmühle verbrachte Louis Henri Fontane ab 1855 seine letzten Lebensjahre. Hier hat ihn sein Sohn fast jedes Jahr besucht und hier starb Louis Henri Fontane im Oktober 1867. Sein Grab befindet sich unweit vom Haus auf dem Neutornower Friedhof, mit herrlichem Blick über das Oderbruch. Den letzten Besuch 1867 beschreibt der Dichter anrührend im sechzehnten Kapitel seines Erinnerungsbuches „Meine Kinderjahre“, das 1893 im Verlag seines Sohnes Friedrich Fontane erschien. Theodor Fontane setzte damit dem Vater, dem Ort und dem Haus ein literarisches Denkmal.

In „Meine Kinderjahre“ sowie in Fontanes Briefen und Tagebuchnotizen begegnet uns der Vater als kauziges Original. Die Lebensumstände in Schiffmühle gestalteten sich für Louis Henri Fontane, der zuvor als Apotheker in Neuruppin, Swinemünde, Mühlberg (Elbe) und Letschin tätig gewesen war, nicht einfach: Seine letzten Jahre verbrachte der „alte Herr“ von seiner Frau getrennt und unter finanziell schwierigen Umständen.

Auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war nicht ungetrübt. Bei aller gebotenen Diskretion schildert Fontane in „Meine Kinderjahre“ und – weniger präsent – auch im Folgeband „Von Zwanzig bis Dreißig“ eine Familientragödie: Seine Spielschulden zwingen Louis

Henri Fontane bereits nach wenigen Ehejahren zum Verkauf der Neuruppiner Löwen-Apotheke. Louis Henris Frau Emilie Fontane, geborene Labry, erleidet einen Nervenzusammenbruch. Dieses Handlungsschema wiederholt sich bis 1850 drei Mal – bei abnehmender Attraktivität der Wohnorte und Apotheken. Schließlich zieht Emilie Fontane zurück nach Neuruppin und Louis Henri Fontane lebt fortan mit einer Haushälterin in Schiffmühle.

Wer die Geschichte bei Theodor Fontane nachliest, erlebt einen abgeklärten Autor, der 25 Jahre nach dem Tod des Vaters endgültig seinen Frieden mit den Eltern gemacht hat. Als souveränes literarisches Zeugnis für die Bewältigung eines Kindheitstraumas bildet der Text von „Meine Kinderjahre“ das ideelle Zentrum der neuen Dauerausstellung in Schiffmühle.

Immer wieder haben Verehrer des Dichters den authentischen Fontane-Ort gewürdigt. So gründeten im hundertsten Todesjahr Louis Henri Fontanes 1967 engagierte Bürger mit Unterstützung des Potsdamer Theodor-Fontane-Archivs einen Freundeskreis. Nach der Wiedervereinigung bildete sich ein Förderverein, um das baufällige Haus zu sanieren und zugänglich zu machen. 1998 konnte es mit Hilfe der Gemeinde Schiffmühle als Fontane-Erinnerungsstätte und Heimatstube von Schiffmühle, Neutornow und Gabow eröffnet werden. Seither sind Haus und Garten dank großen ehrenamtlichen Engagements für Besucher geöffnet.

Für Louis Henri Fontane war Schiffmühle nicht nur ein Fluchtpunkt, sondern ein Refugium. Die Erstaussstattung von 1998 folgte dieser Intention. Doch durch Sammlungszuwächse und andere Veränderungen waren die inhaltliche Stringenz und gestalterische Klarheit der alten Ausstellung nicht mehr durchgängig ablesbar, die Räume wirkten teilweise überladen.

Das Fontanejahr 2019 bot den Anlass, das Haus und die Ausstellung gründlich zu überarbeiten. Ziel der Neu-präsentation war es, bei einer möglichst weitgehenden Integration des vorhandenen Sammlungsguts Freiräume zu schaffen: für Neugewichtungen der Ausstellungserzählung und als neu gewonnener Aktionsraum für Besucher und Veranstaltungen. Die Gestaltung einschließlich des grafischen Auftritts sowie der Entwurf und die Produktion maßgeschneiderter Ausstellungsmöbel lagen in den Händen von Stefan Charné, Astrid Dohms und Björn Gripinski vom Büro Freybeuter. Brigitte Faber-Schmidt und Annemarie Schuster von Kulturland Brandenburg haben sich erfolgreich für die Austeilung von Fördermitteln eingesetzt und auch mit vielen konzeptionellen Ideen zum Erfolg des Projekts beigetragen.

Die Stadt Bad Freienwalde stemmte nicht nur ihren finanziellen Anteil, sondern sicherte mit der Übertragung

der Trägerschaft des Hauses an die Bad Freienwalde Tourismus GmbH den künftigen Betrieb. Und mit Helmut Otto, Volker Panecke, Dr. Ernst-Otto Denk, Dr. Reinhard Schmook, Sybille Knospe und vielen anderen standen in Schiffmühle und Bad Freienwalde engagierte und kompetente Ansprechpartner für fachliche Fragen zur Verfügung.

In zwei geräumigeren und zwei kleinen Räumen bekommt man nun einen Eindruck von Leben und Persönlichkeit Louis Henri Fontanes, der Tätigkeit eines Apothekers sowie von den Lebensumständen in Schiffmühle in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ebenfalls erklärt wird die Entwicklung der Ortsteile Schiffmühle, Neutornow und Gabow sowie die Geschichte der bis 1770 betriebenen Schiffmühle auf der Alten Oder, von der sich der Ortsname herleitet.

Angelehnt an die historischen Raumbezeichnungen in Bauernhäusern, nehmen die Benennung der Haupträume als „Fontane-Stube“ und „Schiffmühle-Stube“ Bezug auf die dort vorgestellte Familiengeschichte bzw. Ortsgeschichte. In der Fontane-Stube bieten zwei Hörstationen Besuchern die Möglichkeit, in Fontanes Texte über Schiffmühle einzutauchen. Zudem steht eine kleine Fontane-Handbibliothek zum Nachschlagen und Lesen bereit. Für kleinere Veranstaltungsformate ist dort auch eine Bestuhlung möglich.

In der hinter der Fontane-Stube gelegenen Louis-Henri-Kammer wird mit der Sammlung historischer Apothekengeräte, die 2014 als Dauerleihgabe des Freienwalder Apothekers Peter Stegemann ins Haus kam, der Bogen zum Beruf von Vater und Sohn Fontane geschlagen. Die Louise-Kammer, als Küche eingerichtet, thematisiert das Wirken von Louis Henri Fontanes langjähriger Haushälterin Louise Papke.

Ein Museumsshop, integriert in die Louise-Kammer, bietet eine kleine Auswahl regionaler Produkte. Das neu gestaltete Außengelände mit Bauerngarten, Teepavillon und Spielmöglichkeiten lädt ein zum Entdecken und Verweilen. An Wochenenden besteht die Möglichkeit, sich bei Kaffee und Kuchen zu erholen. Die reizvolle Lage des Hauses am südlichen Rand der Insel Neuenhagen unweit der Alten Oder lädt zu ausgedehnten Spaziergängen und Radtouren ein. Mit dem Oderlandmuseum Bad Freienwalde, dem Oderbruch-Museum Altranft und dem neuen Chamisso-Museum im Kunersdorfer Musenhof lockt eine lebendige regionale Museumsszene.

Fontanehaus
Schiffmühle 3
16259 Bad Freienwalde
Tel.: 033 44.15 08 90
<https://bad-freienwalde.de/fontanehaus-schiffmuehle/>

Wohnhaus – Restaurant – Museum. Kulturzentrum? Das Gerhart-Hauptmann-Museum in Erkner

Stefan Rohlf



Blick in die Dauerausstellung des Gerhart-Hauptmann-Museums (oben, rechts)

Das Gerhart-Hauptmann-Museum in der Villa Lassen in Erkner kann mittlerweile auf eine über dreißigjährige Geschichte zurückblicken. Es wurde 1987, zwei Jahre vor dem Untergang der DDR, eröffnet. Es wäre zu weit gegriffen, wenn man behauptet, diese Museums-eröffnung sei ein letztes Aufbäumen der SED-Diktatur gewesen. Aber der Akt war doch politisch motiviert. Das Jahr 1987 war ein wichtiges Jubiläumsjahr: am 15. November war der 125. Geburtstag des Dichters. Die Westberliner Staatsbibliothek zu Berlin besaß den

Nachlass Hauptmanns und organisierte eine bedeutende und vielbeachtete Sonderausstellung mit dem Titel „Gerhart Hauptmann. Traum und Wirklichkeit“. Der hierfür erschienene Ausstellungskatalog zählt noch heute zu den wichtigen Beiträgen der Forschungsliteratur über Hauptmann.

Für die DDR war die Ausstellung in Westberlin der Anlass, das Museumsprojekt zum erfolgreichen Abschluss zu führen. Die Etablierung eines Gerhart-Hauptmann-

Museums war ein alter Plan, der schon in die Zeit unmittelbar nach dem Tod des Dichters 1946 zurückreichte. Allerdings stellten sich dem Projekt Schwierigkeiten entgegen, die mit dem Schicksal von Hauptmanns Hinterlassenschaft zu tun hatten.

Margarete Hauptmann, die Witwe des Dichters, konnte 1946 zusammen mit dem beweglichen Besitz auch die Sammlungen und Archivbestände aus dem schlesischen Agnetendorf mitnehmen. Für die Übersiedlung nach Berlin wurde der Familie ein Sonderzug zur Verfügung gestellt. Da zu Hauptmanns Lebzeiten Berlin als Wohnsitz vorgesehen war, wurden die Sammlungen und Archivbestände in Berlin-Müggelheim eingelagert. Die Sowjetische Militäradministration setzte sich dafür ein, Berlin zum Sitz einer Gerhart-Hauptmann-Forschungs- und Gedächtnisstätte zu machen. Auch der Präsident des Kulturbundes, Johannes R. Becher, unterbreitete den Erben Hilfsangebote, um diesen Plan zu realisieren.

Diesen Vorschlägen gegenüber verhielt sich die Witwe jedoch zögerlich. Hauptmanns jüngster Sohn Benvenuto ließ dann einen Großteil des Nachlasses von Müggelheim in die Schweiz transportieren, wo er für viele Jahre verschlossen blieb. Erst ab 1960 konnte dieses Archiv öffentlich genutzt werden. 1968 wurde der Nachlass von Barbara Hauptmann an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz im damaligen Westberlin verkauft, die ihn der Staatsbibliothek zuwies.

Da sich durch das zögerliche Verhalten der Erben die Einrichtung einer Gedenkstätte in Berlin als unmöglich erwies, ging man im Osten nun andere Wege. Ein Kreis von Hauptmann-Freunden, unterstützt vom damaligen Kulturbund, gründete 1948 ein Hauptmann-Archiv in Radebeul. Der Literaturwissenschaftler Alexander Münch entwickelte es zu einer beachtlichen Forschungsstätte. Die in Müggelheim verbliebenen Bestände wurden ins Märkische Museum überführt, wo 1958 eine Gerhart-Hauptmann-Gedenk- und Forschungsstätte entstand.

In Erkner existierte in dieser Zeit in der Villa Lassen ein kleiner Gedenkraum, von Bruno Fischer eingerichtet und von Bernd Rühle weitergeführt, der 1962, zum 100. Geburtstag des Dichters, zur Gerhart-Hauptmann-Gedenkstätte erweitert wurde. Diese befand sich zwar in dem Haus, aber nicht in den Räumen, die der Dichter von 1885–1889 bewohnt hatte. Dieser Zustand währte bis zum Herbst 1986.

Seit Ende der 1960er Jahre befasste man sich im damaligen Ministerium für Kultur der DDR mit der Frage der Errichtung eines Hauptmann-Museums und schlug Erkner als dessen Standort vor. Mit einem entsprechenden Beschluss des Bezirkstags Frankfurt (Oder) vom

November 1972 wurde eine wichtige Voraussetzung zur Errichtung des Museums gelegt.

In Erkner ist die Hauptmann-Tradition immer lebendig geblieben. Lange Zeit diente die Villa Lassen als Gasthaus bzw. „Kurhaus“ und ab 1937 als historische Gaststätte „Zum Biberpelz“, mit der eine Niederlassung der Berliner Kindl-Brauerei verbunden war.



Das Haus mit seinen Anbauten überstand den Bombenangriff von 1944. Nach dem Krieg war hier lange Zeit eine Schule untergebracht. Neben der erwähnten Gedenkstätte beherbergte das Haus auch die Gemeindebibliothek von Erkner.

Die Gedenkstätte konnte nur mit einer sehr geringen finanziellen Ausstattung arbeiten. Trotzdem wurde eine beachtliche Menge Ausstellungs- und Archivmaterial zusammengetragen, das noch heute den Grundstock der Museumssammlung bildet. Die Schule, die sich in der Villa und im Anbau befand, zog schließlich in einen Neubau um. Nach einer erneuten Restaurierung des Hauses – die erste fand in den 1960er Jahren statt – war es 1986/1987 gelungen, den drei Räumen im Erdgeschoss der Villa weitgehend das Aussehen der Hauptmann-Zeit wiederzugeben. Damit wurden die Voraussetzungen für die Museumseinrichtung geschaffen. Am 14. November 1987, dem Vorabend des 125. Geburtstags des Dichters, konnte das Gerhart-Hauptmann-Museum eröffnet werden.

Gustav Erdmann war der Gründungsdirektor. Ihm sind die Grundlagen zu verdanken, er brachte das Museum auf ein wissenschaftliches Niveau. Vor allem durch die



Die Villa Lassen in Erkner bei Berlin, seit 1987 Sitz des Gerhart-Hauptmann-Museums

Zusammenführung verschiedener Hauptmann-Bestände in der DDR vereinte er eine bedeutende und vielbeachtete Museumssammlung in Erkner: Dazu gehörten beispielsweise das Gerhart-Hauptmann-Archiv in Radebeul, die Hauptmann-Bestände des Märkischen Museums und die Sammlung der Gedenkstätte in Erkner. Außerdem ist von den Erben Charlotte E. Paulys ein Teil deren Nachlasses an das Museum übergeben worden. Durch großes Geschick vergrößerte Gustav Erdmann die Sammlung, indem er potenzielle Schenker davon überzeugte, dem Museum in Erkner wichtige Musealien anzuvertrauen. So sind vor allem durch Gaben der Familie Hauptmann die Archivbestände gewachsen.

Das damals junge Museum erfreute sich großer Beliebtheit und guter Besuchszahlen, auch wenn einschränkend zu erwähnen ist, wie in der DDR hohe Besucherzahlen zustande kamen: In der Umgebung, Berlin eingeschlossen, gab es kaum eine Einrichtung wie Schule, Betrieb oder Kombinat, die nicht ihr verordnetes „Kulturereignis“ mit dem Besuch des Gerhart-Hauptmann-Museums abgehakt hätte.

Aber das währte nur eine kurze Zeit. Als sich nach 1989 die Wiedervereinigungseuphorie legte, kam die Zeit

der Finanzkürzungen, Einsparungen und Abwicklungen. Auch das Gerhart-Hauptmann-Museum war in der öffentlichen Diskussion, es war gefährdet. Die Sparpläne sahen verschiedene Modelle vor. Entweder war die Dauerausstellung auf die Räume der Villa zu reduzieren, oder das Haus sollte ganz geschlossen werden.

Es ist zu betonen, dass es nicht am schlechten Willen oder am Desinteresse der Verantwortlichen lag. Die Sparzwänge waren einfach zu groß, und es mussten schnelle Lösungen gefunden werden. Der Stadt Erkner ist in diesem Zusammenhang Weitsichtigkeit zu bescheinigen. Den Vertretern des Landes Brandenburg und des damals neuen Landkreises Oder-Spree kann man aus der heutigen Sicht wirklich dankbar sein, dass eine machbare Lösung gefunden wurde. Die Stadt Erkner wurde Träger des Museums, Land und Kreis verpflichteten sich zu einer dauerhaften, paritätischen Finanzierungshilfe, die bis heute anhält. So sind das Kulturamt des Landkreises und das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur im Land Brandenburg wichtige Partner geworden.

Ein Tiefschlag für das Museum war 1994 der Tod Gustav Erdmanns, der über Jahre eine enorme Aufbauarbeit geleistet hatte. Aber natürlich wurden Nachfolger gefunden. Jeder von ihnen entwickelte das Museum weiter und setzte eigene, neue Akzente. Der erste Nachfolger von Erdmann, Dr. Bernd Rühle, hatte sich schon in den Zeiten der alten Gedenkstätte große Verdienste erworben. Ihm ist es unter anderem zu verdanken, dass das Beschäftigungsfeld des Museums erweitert wurde. So wurde der „Friedrichshagener Dichterkreis“ zu einem wichtigen Sammlungs- und Forschungsschwerpunkt des Museums. Das Veranstaltungsprogramm des Museums erweiterte Dr. Bernd Rühle um musikalische Solokonzerte. Rühle leitete das Haus bis 1997.

1997 wurde Manfred Wolter Leiter des Hauptmann-Museums. Auch unter ihm gab es große Veränderungen. Unter seiner Leitung wurde das Museum viel populärer. Er vergrößerte das Angebot durch neue Sparten. Musikalisch-literarische Programme kamen regelmäßig auf den Plan. Wolter war selbst Schriftsteller, und ihm lag die neue Literatur sehr am Herzen. Das Museum bot nun Auftrittsmöglichkeiten für junge, noch unbekannte Literaten und Debütanten. Damals wurde die Veranstaltungsreihe der „Schreibwerkstatt“ ins Leben gerufen, die bis heute weitergeführt wird. Das literarische, oder besser gesagt, das künstlerische Wort stand bei ihm im Mittelpunkt, und er etablierte sogar das Kabarett in unserem Haus. Unter der Leitung Wolters fand das Museum einen guten Weg zwischen Wissenschaft und künstlerischer Darbietung. Die Besuchszahlen belegen seinen Erfolg. Leider verstarb auch er viel zu früh, 1999, nach nur knapp drei Jahren als Leiter des Museums.

Nach Manfred Wolter übernahm Sabine Seifert für über ein Jahr die kommissarische Leitung des Hauses. Sie setzte alles daran, die beschrittenen Wege fortzuführen und das Niveau des Museums zu halten. Ich lernte sie in dieser Zeit kennen und durfte ab dem Jahr 2000 mit ihrer Hilfe und Unterstützung die Leitung des Hauses übernehmen. Das war auch nicht immer eine leichte Zeit, Kürzungen und Einsparungen standen jährlich an. Der Personalbestand wurde sukzessiv auf ein Drittel gekürzt. So verteilten sich alle Aufgaben auf zwei Mitarbeiter. Zu den Funktionen des Museumsleiters und der wissenschaftlichen Mitarbeiterin kamen ab sofort die Öffentlichkeitsarbeit, Museumspädagogik, Sachbearbeitung, Museumsaufsicht, Kassierung und Museumsführungen, ebenso das Archiv, die Forschungsbibliothek, die Planung für Veranstaltungen und Ausstellungen. In harten Zeiten auch die Tätigkeit des Hausmeisters.

Das ist keine leichte Aufgabe, und die Situation hat sich seitdem nur unwesentlich entschärft. Zu viele Arbeiten, die wir gern in Angriff nehmen wollen und müssen, können oft nicht zu Ende geführt werden. Die Zeit reicht selten für die die eigentlichen Aufgaben eines Museums: Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen und Vermitteln.

Trotzdem ist die Leitung des Gerhart-Hauptmann-Museums eine sehr schöne und erfüllende Aufgabe. Wir sind in der Stadt Erkner „Kulturarbeiter“ und entwickeln für die Bevölkerung und die Gäste die verschiedensten Angebote. Die Mitarbeiter kommen aus personellen Gründen schnell an ihre Grenzen, aber die Arbeit macht auch Freude, und nicht zuletzt ist es eine Ehre, in solch einem schönen Haus in Erkner zu arbeiten.

Auch heute sind wir dabei, unsere Veranstaltungen weiterzuentwickeln und neue Formate und Reihen anzubieten: Der besondere Film, die Montagsakademie, Hauptmanns Gartenbühne, Veranstaltungen für Kinder, Hörspiele, Krimistunde, das Donnerstags-Gespräch, Weiterbildungsveranstaltungen für Lehrer ... es wäre noch vieles zu nennen. Das Museum gibt eine Schriftenreihe heraus und war über viele Jahre Herausgeber des Carl- und Gerhart-Hauptmann-Jahrbuchs. Im Rahmen des Museumsverbunds der Gerhart-Hauptmann-Häuser haben wir das polnische Museum in Agnetendorf oft mit Leihgaben und Sonderausstellungen unterstützt.

Wenn Besucherinnen und Besucher zum Teil schon Monate vor dem Erscheinungstermin nach unserem Museumsprogramm fragen, wenn Theaterdramaturgen zu uns kommen, weil sie für Hauptmann-Aufführungen unser Archiv nutzen wollen, oder wenn Germanistikstudenten für ihre wissenschaftlichen Arbeit nicht nur

Material, sondern auch Unterstützung suchen, können wir stolz auf die geleistete Arbeit sein.

Aber wie wird die Zukunft aussehen? Darüber kann man nur spekulieren. Sicher, wir haben uns auch für die nächsten Jahre eine Menge vorgenommen. Wir nehmen unsere Museumsbestände weiter in eine Datenbank auf. Wir werden Möbel restaurieren. Wir werden die Forschungsbibliothek neu ordnen, wir werden die Arbeitsbeziehungen zu unseren Partnern optimieren, wir werden auch neue Partner suchen, wir werden neue Projekte erarbeiten, und wir werden sie realisieren. Ideen haben wir mehr als wir umsetzen können. Das sind zum Beispiel Ausstellungen, Präsentationen außerhalb des Hauses, museumspädagogische Vorhaben und weitere Publikationen. Langfristig werden wir an einer neuen Dauerausstellung arbeiten.

Die Liste der Vorhaben ist also nicht klein. Aber wenn man über die Zukunft spricht, sollte man auf seine Wünsche zu sprechen kommen: Zum Beispiel brauchen wir viel Platz! Platz für mehr Veranstaltungsbesucher, für Sonderausstellungen, für die Dauerausstellung, für ein klimatisiertes Archiv und für eine wohlgeordnete Bibliothek. Man kann ahnen, worauf das hinausläuft: Ein neuer Bau, der die Museumsvilla sinnvoll ergänzen könnte. Zugegeben, das klingt sehr kühn, aber einige Schritte der Stadt Erkner lassen die Hoffnung aufleben. Erkner hat ein Konzept für Kulturtourismus verabschiedet und arbeitet an einem Stadtentwicklungskonzept. In beiden nimmt das Gerhart-Hauptmann-Museum eine zentrale Stelle ein. Das Land Brandenburg legt neue Förderprogramme auf, im Landkreis Oder-Spree wird sich in nächster Zeit viel auf dem Gebiet der Kultur bewegen. So haben wir durchaus die Hoffnung, dass über kurz oder lang, zumindest ein Teil unserer Wünsche erfüllt wird.

Gerhart-Hauptmann-Museum
Gerhart-Hauptmann-Straße 1–2
15537 Erkner
Tel. 033 62.36 63
www.hauptmannmuseum.de
E-Mail: info@hauptmannmuseum.de

Literatur auf dem Galgenberg

Das Christian-Morgenstern-Museum

Jürgen Raßbach



Die „Bismarckhöhe“ auf dem Galgenberg bei Werder (Havel), Heimstatt des Christian-Morgenstern-Literaturmuseums

Das Havelstädtchen Werder ist berühmt für sein Blütenfest; es kann sich aber auch seit 2014 mit einem Literaturmuseum für Christian Morgenstern schmücken. Der durch seine Galgenlieder berühmt gewordene Dichter hat allerdings nur einen einzigen Tag in Werder verbracht, in Gesellschaft eines „lustigen Kreises“, der sich, höchstwahrscheinlich am 5. Mai 1895, also zur Blütenfestzeit, auf dem Galgenberg aufgehalten hat. Der legendäre Obstwein hat das aus Berlin angereiste Sextett zu mancherlei für die Einheimischen befremdlichen Ulk angeregt, so auch zur Gründung des sogenannten „Bundes der Galgenbrüder“, jener legendären Künstlergruppe, die sich zwei Jahre lang an jedem Donnerstag im Hinterzimmer einer Kneipe traf. Für diese acht phantasiebegabten und kunstbesessenen „Bohemians“ hat Christian Morgenstern die ersten Galgenlieder geschrieben. Sie wurden allesamt gesungen und im

Rahmen eines hintersinnigen Rituals, eine Hinrichtung nachahmend, regelrecht aufgeführt. Dass Morgenstern (er trug den Bundesnamen „Rabenaas“) damals bereits unheilbar an Tuberkulose erkrankt war, verleiht diesen absonderlichen, aber künstlerisch hochwertigen Gesängen eine verborgen-tragische Note. Obwohl die Galgenbrüdergemeinschaft sich bereits nach zwei Jahren auflöste, hat Morgenstern die „Produktion“ dieser humoristischen Gedichte nicht eingestellt; sie veränderten allerdings, nachdem sie ihre Adressaten verloren hatten, ihre Thematik und ihre inhaltliche Ausrichtung und wurden, über die Jahre, zu dem, was ihren Autor berühmt machte. Wer kennt nicht den „Lattenzaun“, das „Nasobem“ oder das „Möwenlied“, das mit diesem frappierenden Vers beginnt, den man nicht mehr vergisst: „Die Möwen sehen alle aus, als ob sie Emma hießen ...“?

Die Galgenpoesie hat Morgenstern berühmt gemacht, der darin waltende Humor ist, innerhalb Deutschlands zumindest, einzigartig geblieben. Seine tiefe Menschlichkeit „trägt kein Gift“, sie will, nach eigener Aussage, die „im Posthorn gefrorene Musik der Seele ein wenig aufheitern.“ Die Hauptsache waren ihm diese humorvollen Gedichte nicht; sein ernstes lyrisches Werk (Natur, Liebes- und Weltanschauungsdichtung) war weit umfangreicher, aber auch weit weniger erfolgreich. Viele seiner Aphorismen haben den Weg in Kalender gefunden; auch seine Gedichte für Kinder (z. B. „Die drei Spatzen“) wurden außerordentlich beliebt. In Margareta Gosebruch begegnete Morgenstern spät die Liebe seines Lebens. Mit ihr gemeinsam fand er den „Pfad“ der Anthroposophie, jener von Rudolf Steiner begründeten Geisteswissenschaft, die seinem Erkenntniswillen entsprach.

Das Christian-Morgenstern-Literaturmuseum versteht sich als Angebot, sich mit Leben und Werk dieses großen Dichters, Denkers und Mystikers bekannt zu machen und so die Bereitschaft für eine tiefere Auseinandersetzung zu schaffen. Auf Schautafeln und in Vitrinen können sich Besucherinnen und Besucher über die einzelnen Lebensstationen informieren; alle erreichbaren Bucheditionen sind zu besichtigen, dazu Fotos, wichtige Dokumente, aber auch Werke bildender Künstler, Buchillustrationen und Plastiken. Eine eigene Veranstaltungsreihe, der „Treffpunkt Galgenberg“, gibt Sprachkünstlern, Musikern und Wissenschaftlern Gelegenheit, Morgensterns vielgestaltiges Werk darzustellen. Seine Existenz verdankt das Museum übrigens größtenteils der bewundernswerten Initiative Achim Rischs, der es sozusagen aus dem Nichts heraus geschaffen hat, gab es doch in Werder eigentlich keine Erinnerung an Christian Morgenstern. Der 2004 bereits über siebzig Jahre alte Risch begann als Chronist des zur Rettung der ruinösen ehemaligen Höhengaststätte „Bismarckhöhe“ gegründeten Freundeskreises und entwickelte im Laufe der Jahre für die, ihm eher beiläufig zugefallene Aufgabe, nach Spuren Morgensterns auf dem Galgenberg, dem Standort der Bismarckhöhe, zu suchen, eine regelrechte Leidenschaft. Schon 2007 konnte eine eindrucksvolle, wenn auch räumlich bald zu kleine Dauerausstellung eröffnet werden, aus der dann, sieben Jahre später (Anlass war der 100. Todestag des Dichters), das jetzige Christian-Morgenstern-Literaturmuseum hervorging. Inzwischen verfügt es auch über einen eigenen Saal, der die Ausrichtung kultureller Veranstaltungen und die Präsentation von Ausstellungen ermöglicht.

Die 2018 gegründete Christian-Morgenstern-Gesellschaft e. V. will zur weiteren Verbreitung der Werke des Dichters beitragen und die wissenschaftliche Erforschung intensivieren. Sie plant den Aufbau einer wissen-

schaftlichen Bibliothek und will eine Wanderausstellung entwickeln, die es ermöglicht, das Werk Morgensterns auch an den Orten in Europa zu präsentieren, die mit seinem Leben verbunden waren (z. B. Birkenwerder, Sorau und Breslau, Meran, Arosa und vielleicht sogar Oslo). Sie gibt ein jährlich erscheinendes Periodikum heraus, die „Korfschen Nachrichten“, dessen erste Nummer im Rahmen eines Kulturtages kürzlich erschienen ist. Museum und Morgensterngesellschaft bereiten



Blick in die Ausstellung über Leben und Werk Christian Morgensterns

für Mai 2021 zum 150. Geburtstag des Dichters eine zweitägige Veranstaltung vor; geplant ist die Präsentation einer Ausstellung mit Scherenschnitten Morgensterns, eine wissenschaftliche Konferenz und ein Festakt, der mit einer Theateraufführung „Abendstunde mit Morgenstern“ ausklingt.

Die musealen Einrichtungen im Aussichts- und Museumsturm (er beherbergt auch eine Galerie und ein historisches Zimmer) können jeden ersten, dritten und fünften Sonntag ab 14 Uhr besucht werden. Führungen können telefonisch (Tel. 033 27.716 53) oder per Email (jrassbach@online.de) gebucht werden.

Christian-Morgenstern-Literaturmuseum
Hoher Weg 150 (Zufahrt über Allenkirchweg)
14542 Werder (Havel)
www.christian-morgenstern-literaturmuseum.de
E-Mail: info@christian-morgenstern-literaturmuseum.de

Geschichte und Literatur

Das Museum Angermünde erhält ein neues Domizil

Ralf Gebuhr



Renovierung der Häuser Hoher Steinweg 17 und 18 in Angermünde

Angermünde, das Zentrum der südlichen Uckermark, liegt etwa eine Stunde Bahnreise vom Berliner Stadtzentrum entfernt. Die hier verlaufende Eisenbahnstrecke wurde bereits 1843 eingeweiht, als eine der ersten in Preußen. Die neue Technik bot neue Perspektiven: Breiten sozialen Schichten eröffneten sich nun erstmals die Möglichkeiten des Reisens und manchmal entstanden entlang der Schienenwege sogar neue biographische Aussichten.

So für den Vater des Schriftstellers Ehm Welk (1884 bis 1966), der in Lübbenau im Spreewald lebte, das 1866 über die Görlitzer Bahn an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde. Die Bahn ließ die Verlockungen der Städte näher rücken. Zwischen agrarischer Kleinstadt und den industrialisierten Städten ist denn auch „Die Lebensuhr des Gottlieb Grambauer“ angesiedelt, jener Roman, mit dem Ehm Welk seinem Vater ein literarisches Denkmal setzte.

Der junge Gottlieb zieht aus der Kleinstadt fort, weil er Fabrikbesitzer werden möchte. Er folgt den Schienen zunächst nach Cottbus und Berlin, um schließlich in „Kummerow im Bruch hinterm Berge“ bei „Randemünde“ eine neue Heimat zu finden. Hinter diesen erfundenen Ortsnamen verbergen sich Biesenbrow und Angermünde in der Uckermark. In Biesenbrow, heute Ortsteil von Angermünde, wurde Ehm Welk 1884 geboren.

In der Zeit der Nazidiktatur wurde Lübbenau zum Rückzugsort des Schriftstellers. Hier entdeckte er die Welt heidnischer Bräuche für sein Publikum neu. „Die Heiden von Kummerow“ und auch die „Lebensuhr“ entstanden hier. Welk betonte gerne, dass sein Name auf das niedersorbische Wort „vjelk“ zurückgeht, was auf Deutsch „Wolf“ bedeutet. Bis heute stehen weitergehende Untersuchungen darüber aus, wie viele Anspielungen auf die sorbische Kultur der Niederlausitz eigentlich in den „Heiden von Kummerow“ stecken. Welks Roman wurde

vor allem durch die Filmkomödie „Die Heiden von Kummerow und ihre lustigen Streiche“ (1967) weit über die Region hinaus bekannt und populär.

In erster Linie dieser Popularität ist es zu danken, dass Angermünde seit 1974 eine Ehm Welk-Gedenkstätte besitzt. Parallel hierzu bestand seit langem ein Heimatmuseum, dessen Gründung der Verkehrs- und Verschönerungsverein Angermünde bereits im Jahre 1913 beschlossen hatte. Zu dessen Sammlung gehören bedeutende archäologische Funde aus dem Gebiet des Altkreises Angermünde, da archäologische Forschung und Bodendenkmalpflege im 20. Jahrhundert eng mit den regionalen Museen verbunden waren.¹ Zeugnisse ländlicher und städtischer Kultur verschiedener Epochen bilden einen weiteren gewichtigen Teil der Sammlung, zu der auch Gemälde, Grafiken und Architekturzeichnungen gehören. Mehr als zehn unterschiedliche Adressen hatte das Heimatmuseum im Laufe seiner Geschichte. Seine heutige Form erhielt es, als 2004/2005 die Zusammenlegung beider Museen zum Ehm Welk- und Heimatmuseum erfolgte.

Derzeit erhält das Ehm Welk- und Heimatmuseum ein neues Domizil. Zwei historische Fachwerkbauten am Marktplatz von Angermünde (Hoher Steinweg 17 und 18) werden restauriert und zu einem Bau vereinigt, der zudem einen Depot-Neubau erhält. Hier werden in naher Zukunft das städtische Museum, ein Veranstaltungssaal und die Tourist-Information der Stadt zu finden sein.

Die beiden Gebäude sind selbst gewichtige Zeugnisse städtischer Geschichte. Als der Dreißigjährige Krieg einige Jahrzehnte zurücklag, konnten es sich viele Bürgerinnen und Bürger der Stadt leisten, neue und ansehnliche Häuser zu errichten. Dazu gehörten in Angermünde auch die Gebäude am Hohen Steinweg, die im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts entstanden. Die Bauten sind somit auch eindrucksvolle Dokumente für die erstarkende Wirtschaftskraft und die damit verbundene Bautätigkeit in der Stadt während der 1690er Jahre. Zur Wirtschaftskraft der Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses trug auch der Umstand bei, dass mit den Grundstücken das Recht verbunden war, Bier zu brauen und dieses Bier an Besucher des Marktes zu verkaufen. Nach 1804 wurde das Haus Nr. 17 gänzlich als Gastwirtschaft genutzt, die den Namen „Zum goldenen Adler“ trug. Dass sich der Ort als kulturelles Zentrum etablierte, zeigt der Umstand, dass hier 1935 das erste ständige Kino der Stadt eingeweiht wurde. Bis in die Zeit nach dem politischen Umbruch 1989 blieben Kino und Restaurant im „Haus Uckermark“, wie es nach 1945 genannt wurde, bestehen. Seit 2014 entsteht hier das neue Museum, in dem Literatur und Geschichte konzeptionell zusammengeführt werden sollen.



Szenographischer Entwurf für das „Heidendöpen“ im Treppenhaus des neuen Museums (Andree Volkmann, chezweitz)

In den letzten Jahren hat die Idee Gestalt angenommen, aus Motiven des literarischen Werkes von Ehm Welk einen Rahmen zu bilden, in dem Zeugnisse der Stadt- und Landschaftsgeschichte präsentiert werden. Für diese konzeptionelle Idee spricht auch der Umstand, dass viele Objekte der Sammlung jener Zeit entstammen, als traditionelle ländliche und handwerkliche Kultur durch industriell gefertigte Gegenstände ersetzt werden. Dieser Zusammenhang liest sich in Welks Roman „Die Lebensuhr des Gottlieb Grambauer“ beispielsweise so: „Und ich erlebte es ebenso mit den landwirtschaftlichen Maschinen, und weiß es noch, wie wir mit dem Dreschkasten anfangen und die Flegel in die Ecke stellten, aber Altvater Wendland seinen Part weiter mit dem Flegel drosch, weil er es als Sünde ansah, das liebe Korn in so eine Maschine zu schmeißen.“ Bereits an diesem Zitat zeigt sich, wie das literarische Werk den Objekten der Präsentation eine zusätzliche Perspektive verleihen kann, die auf sich verändernde Lebenswelten im Zuge der aufkommenden Industriekultur zielt.

Für die stringente und ideenreiche Umsetzung des Konzepts zeichnet das renommierte Berliner Büro „chezweitz“ verantwortlich. Ende 2019 soll das Museum eröffnet werden.

¹ Ein wichtiges Zeugnis dieser Zusammenhänge ist die „Schmiedeburger Bilderchronik“ des Joachim Otto von der Hagen (1860–1942), der als Kustos des Kulturhistorischen Museums Prenzlau tätig war. Dieses Werk ist 2019 in der Bearbeitung von Lutz Libert in faksimilierter Form erschienen.

Bei Wolfs im Wohnzimmer Die Friedrich-Wolf-Gedenkstätte in Lehnitz

Tanja Trögel



Das Wohnhaus des Schriftstellers Friedrich Wolf und seiner Frau Else ist Museum unter Obhut der Friedrich-Wolf-Gesellschaft e. V. und gleichzeitig lebendiger Ort für Lesungen, Gespräche, Diskussionen, Schulprojekte, Ausstellungen, Gartenfeste und vielfältige Begegnungen. Besucher erlebten Günther Gaus, Egon Bahr mit Hans Modrow, Hermann Kant, Fritz-Rudolf Fries, Otto Bräutigam, Klaus Schütz, Volker Braun, Ursula Karusseit mit Markus Wolf, Hilmar Thate und Angelika Domröse, Edzard Reuter, Otto Mellies, Carmen-Maja Antoni, Peter Sodann und viele andere Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Kultur.

Friedrich Wolf bleibt interessant mit seiner ungewöhnlichen Biografie, in der sich die Aufbrüche, Verwerfungen und Niederlagen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts spiegeln; Autor und Arzt, Jude und Kommunist, Diplomat und Kulturpolitiker – ein Mann von ungewöhnlichem Charisma und mit einem vielseitigen geistigen Vermächtnis.

Frühe expressionistische Stücke wurden bereits mit Erfolg aufgeführt, doch vor allem Dramen, die den gesellschaftlichen Nerv der 1920er und 1930er Jahre trafen, machten Wolf zu einem Begründer des politischen Theaters in Deutschland. Das Stück „Cyankali“ um die Tragödie einer Familie durch den Abtreibungsparagraphen 218 füllte die großen Bühnen des Landes. Als Arzt kannte Friedrich Wolf das Elend der Proletarier in den Städten und auf dem Lande genau. Sein umfassendes Kompendium „Die Natur als Arzt und Helfer“ von 1927 war ein modernes aufklärerisches Werk über einfache und gesunde Lebensweise, alternative Heilmethoden und Prophylaxe, über die Rolle von vernünftiger Ernährung und Bewegung für die Gesundheit. Das dicke Buch stand in vielen Haushalten und wurde ein großer Erfolg. Lange Zeit Vergessenes liest sich heute wieder ganz aktuell.

Wolfs weltbekanntes Drama „Professor Mamlock“, 1933 bereits im Exil geschrieben, zeigte helllichtig, wie

faschistische Ideologie von den Menschen Besitz ergreift und über Unterschätzung, Anpassung, Opportunismus und Fanatismus ihren unheilvollen Siegeszug beginnt. Solange auch 85 Jahre nach der Machtübernahme durch den Faschismus Nazis in Deutschland nachwachsen, ist das später von seinem Sohn Konrad Wolf verfilmte Drama immer wieder neu zu befragen.

Friedrich Wolf wird heute zuerst mit „Die Weihnachtsgans Auguste“ in Verbindung gebracht, eine seiner beliebten, anrührenden Tiergeschichten, die Wolf vor allem in Lehnitz für große und kleine Kinder verfasste. Jedes Jahr ist „Gustje“ auf Bühnen, im Fernsehen, als Buch, CD oder DVD präsent und Namensgeberin des „Weihnachtsgans-Auguste-Marktes“ in Oranienburg. Titelheld „Bummi“ machte tatsächlich als wilder und zärtlicher Terrier Lehnitz unsicher. „Pit Pikus und die Möwe Leila“ erzählt Kindern von großer Liebe und Toleranz.

Es soll an Friedrich Wolf auch als einen modernen Autor erinnert werden, der sich mit allen zur Verfügung stehenden Medien in die Kunst und in die Auseinandersetzungen seiner Zeit einbrachte. Er setzte sich sehr früh für die Rechte der Frauen ein und lebte soziales Engagement als Arzt und Schriftsteller. Von ihm ist das erste erhaltene deutsche Hörspiel, „Krassin rettet Italia“, über die Rettung der Nobile-Expedition zum Nordpol durch einen russischen Eisbrecher. Früh schrieb Wolf für den Film, nach dem Ende des Krieges wurden nach seinen Texten die Filme „Der Rat der Götter“ und „Bürgermeister Anna“ gedreht, nach seinem Tod „Lucie und der Angler von Paris“ und „Das Haus am Fluss“. Voller Ungeduld wartet „Pap“ darauf, dass sein Sohn Konrad das Regiestudium in Moskau beendete, um mit ihm wichtige Filmprojekte zu realisieren.

Das umtriebige Leben des Schriftstellers ist bei einem Rundgang durch das Haus im Alten Kiefernweg 5 nacherlebbar. Es ist fast im Originalzustand erhalten und macht den Eindruck, als wären die Bewohner nur kurz zu einem Spaziergang unterwegs. Das Klinkerwohnhaus gehört zu einer Siedlung von 20 baugleichen Häusern, die Anfang der 1940er Jahre für verdiente Wehrmachtsoffiziere gebaut worden war. Eingesetzt wurden Bautrupps mit Häftlingen des KZ Sachsenhausen. Nach der Befreiung 1945 wurden hier Lazarette für Häftlinge eingerichtet, später stellte das Land Brandenburg einige der Häuser Wissenschaftlern und Künstlern zur Verfügung. Als Wolf zu seinem 60. Geburtstag aus seiner winzigen Berliner Wohnung in das Siedlungshaus umziehen konnte, wurde die Inneneinrichtung von der mit der europäischen Avantgarde der Architektur verbundenen holländischen Innenarchitektin Ida Liefriink-Falkenberg in der von Wolf bevorzugten Bauhaus-tradition eingerichtet. Aus der Arbeit im Haus entstand

zwischen ihr und Else Wolf eine lange Freundschaft. Heute erzählen Familienbilder und Andenken aus dem russischen Exil genauso wie die Schreibmaschine, das Arzneischränkchen mit homöopathischen Mitteln oder die Bücher der Bibliothek vom Leben der Bewohner. Am runden Esstisch der Familie versammelten sich Freunde, Künstler, Politiker, Schüler und natürlich die zahlreichen Mitglieder der Großfamilie Wolf.



Nach dem Tod Friedrich Wolfs am 5. Oktober 1953 baute Else Wolf mit der Akademie der Künste das Archiv des Schriftstellers auf und in ihrem Vermächtnis wurde das Haus „dem Volk der DDR“ geschenkt und in die Verantwortung der Akademie der Künste gegeben. Die Söhne Markus und Konrad Wolf bekräftigten nach dem Tod der Mutter dieses Vermächtnis, das später dem neuen Rechtssystem nicht standhalten konnte. Nach einer langen Zeit der Unsicherheit konnte die Friedrich-Wolf-Gesellschaft als Eigentümerin der Gedenkstätte eingetragen werden. Es ist für einen Literaturverein eine Lust diesen geschichtsträchtigen Ort mit Leben zu füllen. Die Werterhaltung eines denkmalgeschützten Hauses und die Unterhaltung eines kulturell umtriebigen Eigenlebens, das weit ins Land hinaus strahlen soll, ist aber natürlich auch eine personelle und finanzielle Last.

Kernstücke der Arbeit der Friedrich-Wolf-Gesellschaft bleiben die Veranstaltungen im Wohnzimmer der Familie Wolf, zu der auch in diesem Jahr wieder interessante Gäste zu Lesungen oder den „Lehnitzer Literaturgesprächen“ eingeladen sind. Eine Stunde vor Beginn können sich die Besucher mit kundiger Führung im Haus und im Ausstellungsraum umschaun und bei Kaffee oder Wein ins Gespräch kommen.

Friedrich-Wolf-Gedenkstätte
Alter Kiefernweg 5
16515 Oranienburg OT Lehnitz
Tel.: 033 01.52 44 80
www.friedrichwolf.de
E-Mail: kontakt@friedrichwolf.de

Sprache macht uns zu Menschen **Das Kurt-Tucholsky-Museum in Rheinsberg**

Peter Böthig



Blick in die Ausstellung des Kurt Tucholsky Literaturmuseums

Vor dreißig Jahren, am 5. Januar 1989, wurde in Rheinsberg die Kurt-Tucholsky-Gedenkstätte gegründet – eröffnet wurde sie allerdings erst mit mehreren Verzögerungen. Wie kam es dazu?

Die Vorgeschichte des Kurt-Tucholsky-Museums in Rheinsberg geht bis 1977 zurück. Damals entstand zwischen der Weimarer Klassik-Stiftung und dem DDR-Kulturministerium die Idee, in Rheinsberg einen Gedenkort für Kurt Tucholsky einzurichten. Das Ergebnis war eine Ausstellung, die am 12. Juli 1980 im Foyer des „Klubs der Gewerkschaften“ eröffnet wurde, eingerichtet vom Rat für Museumswesen beim Ministerium für Kultur der

DDR. Mary Gerold-Tucholsky, die Witwe des Dichters in Rottach-Egern am Tegernsee, schenkte der Ausstellung 53 Exponate, darunter 21 Ausgaben des „Rheinsberg“-Buches, und später noch einmal 10.000 Mark von den Ost-Tantiemen aus Tucholskys Werken für eine Begleitbroschüre.

Die Ausstellung wurde 1988/89 wieder abgebaut, da sie zum 100. Geburtstag des Dichters, der im Januar 1990 bevorstand, in das Schloss umziehen sollte. Vom Oktober 1988 stammt ein Beschluss des Ministerrats der DDR (so etwas wurde damals auf höchster Ebene entschieden) über eine „Konzeption zur Errichtung einer Tucholsky-

Gedenkstätte im Schloss Rheinsberg“. Der kulturpolitische Hintergrund dabei war, dass sich in den 1980er Jahren das Preußen-Bild in der DDR grundlegend gewandelt hatte. Vom „Wegbereiter des Faschismus“ und der „Brutstätte des deutschen Militarismus“ war Preußen zu einer Wurzel einer eigenen ostdeutschen „DDR-Nation“ umgedeutet worden, was nun historisch begründet werden musste. Tucholsky und Rheinsberg – das war ein idealer „Türöffner“, um das Diabetiker-Sanatorium „Helmut Lehmann“, das seit 1953 im Schloss residierte, auszulagern und das Schloss einer musealen Nutzung zuzuführen. So beschlossen die Rheinsberger Stadtverordneten, auf der Grundlage jener Ministerrats-Konzeption, im Schloss (das ihnen gar nicht gehörte) eine Gedenkstätte einzurichten. Dieser Beschluss vom 5. Januar 1989 ist die eigentliche Gründungsurkunde des Museums. Doch dann kam der politische Umbruch, zudem zog sich der Auszug des Sanatoriums bis zum März 1991 hin. Da war der 100. Geburtstag Tucholskys längst vergangen – die Feierlichkeiten hatten im Deutschen Theater in Berlin stattgefunden.

Als am 27. April 1991 die Kurt-Tucholsky-Gedenkstätte schließlich ihren Galerieteil mit einer Ausstellung des Potsdamer Malers Wolfgang Wegener eröffnete, war ringsherum noch alles im Umbruch. Bei laufendem Besucherverkehr wurde im Sommer 1991 die Sanatoriumsküche aus den Räumen der heutigen Dauerausstellung herausgebrochen und mit der Sanierung begonnen. Der Sammelbestand zu Tucholsky, der 1989 vom Heimatmuseum Neuruppin übernommen worden war, umfasste 107 Inventarnummern. Obwohl er bis 1991 auf etwa 300 Exponate erweitert wurde – vor allem Bücher, einige Erstausgaben und Grafiken – waren die Vorbereitungen für eine eigene Dauerausstellung noch in den Anfängen.

Da mutmaßte in der ZEIT vom 1. November 1991 der Literaturkritiker Stefan Berkholz, die Gedenkstätte sei, weil sie noch immer nichts über Kurt Tucholsky präsentierte, eine „Briefkastenfirma“, mit der „klammheimlich“ Gelder zur Sanierung des Schlosses umgewidmet würden. So wenig dieser Artikel der Realität vor Ort Rechnung trug – es ging zunächst tatsächlich darum, die Bausubstanz zu erhalten – half er doch, die Entwicklung zu beschleunigen. Der Tucholsky-Forscher Richard von

Soldenhoff aus Ascheberg (zufällig Rheinsbergs Partnerstadt in Westfalen) hatte noch eine fertige Ausstellung im Keller, die er 1985 in Wien gezeigt hatte. Rasch wurde eine Übernahme nach Rheinsberg vereinbart, Gelder bewilligt, und die umfangreiche Präsentation in den dafür fertiggestellten Räumen am 5. Juni 1992 eröffnet.

Diese Ausstellung wurde bis zum Juni 1993 gezeigt. Allerdings hatte es von Soldenhoff versäumt, die seinerzeit (1985) aktuellen pazifistischen Provokationen auf die Zustände in der DDR auszudehnen. Dies erzürnte den General Werner von Scheven vom Bundeswehrkommando Ost derart, dass er am 8. September 1992 mit offiziellem Briefkopf der Bundeswehr den Rheinsberger Bürgermeister aufforderte, das „Machwerk“, hinter dem er eine „DDR-Altlast“ vermutete, auf dem „Müllhaufen der Geschichte“ zu entsorgen. Die Medien, vom Spiegel bis zur Süddeutschen Zeitung, stürzten sich dankbar auf den Konflikt – und das Museum zog seinen Nutzen aus der Affäre: es hatte zwar immer noch keine eigene Dauerausstellung, war aber nun schon deutschlandweit bekannt. Nun wurde es Zeit, eine tragfähige Struktur zu finden. Die Leitung des Schlossmuseums und der Gedenkstätte wurden getrennt, beide Stellen öffentlich ausgeschrieben und Ende 1992 bzw. Anfang 1993 neu besetzt. Am 30. Oktober 1993 eröffnete ich schließlich die erste eigene Dauerausstellung: „Es gibt keinen Neuschnee“. Damit war Kurt Tucholsky, fünf Jahre nach der formalen Gründung der Gedenkstätte, endlich im Schloss angekommen.

In den seither vergangenen mehr als 25 Jahren ist das Museum zu einem literarischen Resonanzraum gewachsen, der deutschlandweit Anerkennung gefunden hat. Seit 1991 haben wir über 1,1 Millionen Besucher gezählt. In der Galerie läuft gerade die 150. Ausstellung. Mit etwa 20 Literatursstellungen erinnerten wir an bedeutende Autorinnen und Autoren oder boten einen vertieften Einblick in ihr Werk: Theodor Fontane, Armin T. Wegner, Christa Wolf, Erich Arendt, oder die Zeitschrift „Die Weltbühne“. An 26 Orten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Schweden haben wir unsere Ausstellungen gezeigt. Ein besonderes Projekt war die große biografische Ausstellung über Else Weil, hinter der eine langjährige Recherche stand. Mit ihr konnten wir Kurt Tucholskys Rheinsberger „Claire“ und

erster Ehefrau, die 1942 in Auschwitz ermordet wurde, wieder ein Gesicht geben. Seit 2011 haben wir in dem Ausstellungsraum „Archivschaufenster“ 20 kleine Sonderausstellungen gezeigt, mit denen wir auf aktuelle Ereignisse reagierten oder Einblicke in unsere Sammlungen gewährten.

Bis heute haben über 400 Schriftsteller im Museum aus ihren neu erschienenen Büchern gelesen. Auf diese Weise lernen unsere Gäste nicht nur immer wieder neue Autoren kennen, sie bleiben auch im Kontakt mit der aktuellen Literaturentwicklung. Sehr erfolgreich entwickelte sich seit 1995 auch das Stadtschreiber-Programm, bei dem in 25 Jahren 50 Autoren als Stipendiaten in Rheinsberg zu Gast waren, darunter aus Georgien, Indien, Bosnien, Tschetschenien, Tschechien und Ungarn.

Die Archive des Museum mit den Sammlungsschwerpunkten Kurt Tucholsky (einschließlich einer Sammlung zu Else Weil), Weltbühne, Publizistik der Weimarer Republik, einer Kunstsammlung, Beständen zu Theodor Fontane, Armin T. Wegner, Erich Arendt und stadtgeschichtlichen Dokumenten wuchsen auf mittlerweile circa 15.000 Objekte an. Dies rechtfertigte übrigens auch die 2004 erfolgte Umbenennung von „Gedenkstätte“ in „Literaturmuseum“.

Im Sommer 2009 konnten wir zudem das von uns neu gestaltete Alfred Wegener Museum in Zechlinerhütte wieder eröffnen, 2012 folgte die Eröffnung der Ausstellungsfläche in der Remise, wo seither 22 Ausstellungen stattgefunden haben.

Regelmäßige Kooperationen verbinden uns mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, der Akademie der Künste Berlin, dem Brandenburgischen Literaturbüro, mit den Fontane-Festspielen Neuruppin und mit dem Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk.

2004 wurde Deutschlands einziges Tucholsky-Museum vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien als „Kultureller Gedächtnisort mit nationaler Bedeutung“ zertifiziert – heute gehört es zu den kulturellen Leuchttürmen im Land Brandenburg.

Das alles liest sich wie eine grandiose Erfolgsgeschichte – was es einerseits natürlich auch ist. Es muss aber andererseits auch gesagt werden, dass es immer wieder neuer Argumentationen bedarf, um ein Literaturmuseum in der brandenburgischen Provinz zu legitimieren. Als nachgeordnete kommunale Einrichtung gehören wir zu den berüchtigten „freiwilligen Aufgaben“. Wir stehen, wie andere Kultureinrichtungen auch, unter dem Druck, „Zahlen zu liefern“, Einnahmen zu bringen, abrechenbare Erfolge vorzuweisen. Früher habe ich oft mit den außerordentlichen Besucherzahlen und den bedeutenden Kooperationen „gepunktet“, aber ich habe das Gefühl, das reicht nicht mehr. Es müsste ein Diskurswechsel her, der akzeptiert, dass der scheinbare „Luxus“ einer nicht gewinnorientiert, sondern im Gegenteil „anti-kommerziell“ orientierten Einrichtung mehr (oder anderen) „Gewinn“ – im Sinne von kulturellem Kapital – für das Gemeinwesen abwirft als ein Spaßbad oder irgend ein Erlebnispark. Wir sollten uns trauen zu sagen, gerade im Zeichen von „Diversity“, dass wir für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt auch Räume brauchen für Erwachsene, insbesondere auch für sogenannte „Silver-“ oder „Golden-Agers“, die ihre Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Lebensentwürfe überprüfen und in die Gesellschaft hinein kommunizieren wollen. Das jedenfalls zeigt mir fast jede Führung mit Reisegruppen.

Vielleicht ist es an der Zeit, den Standort neu zu bestimmen. Wir erleben einen grundlegenden Wandel der Medien und der Wahrnehmung. Auf Papier gedruckte Zeitungen wird es, wenn überhaupt, bald nur noch als Nischenprodukte geben, die „Leitmedien“ verlieren an Bedeutung, Abiturienten müssen nicht mehr fehlerfrei Deutsch schreiben können, Bilder, milliardenfach von überall nach überall transferiert, ersetzen die Deutung und die Reflexion. Literaturmuseen haben damit vielleicht eine einmalige Chance. Sie sollten zweierlei klar vertreten: Erstens sind sie Inseln der medialen Entschleunigung, in denen die langsamste (und mühsamste) aller Kommunikationen über den geschriebenen und gelesenen Buchstaben praktiziert wird. Also Räume des „Nach-Denkens“. Und zweitens sind sie Anker einer kulturellen Identität, die sich nur über Sprache ihrer selbst versichern kann. Jenseits von Trends und Moden und den schnellen Identifikationsangeboten von

„Chatrooms“ und „Followern“ geht es in ihnen um die Existenz des Einzelnen, beziehungsweise um dessen existenzielle Themen: Geburt, Liebe, Tod. Und zwar auf eine heitere, geistvolle, formulierungsfreudige, sprachgewandte, zuweilen auch verquer-verkopft und sophistische, aber gerade daher auch intellektuell vergnügliche Weise. Es geht in ihnen, zugespitzt gesagt, um Synonyme – und damit um gedankliche Tiefe und geistigen Reichtum. Denn nur Sprache macht uns zu Menschen.

Literatur sehen wir als Herausforderung und Anregung, sich in den Strom der geistigen Auseinandersetzung einzumischen. Aber wir zeigen nicht „Literatur“, sondern etwas über das Verhältnis von Literatur und Leben. Die Literatur bleibt ein stiller, einvernehmlicher Vorgang zwischen Text und Leser. Die Ausstellung dagegen will ein anderes Erlebnis bieten: eine möglichst intensive Begegnung mit dem geistigen Kosmos des Autors, seinen Prägungen, Wirkungen, Widersprüchen und Leistungen. Anders als beim stillen Lesen wird eine Ausstellung nicht mit den Augen und dem Verstand im Sitzen, sondern mit den Sinnen beim Durchschreiten wahrgenommen. Sie muss also eine Art „begehbare geistige Biografie“ schaffen, in der sich die Besucherinnen und Besucher selbständig, frei und lustvoll orientieren können. Sie sollen ein sinnlich reizvolles Angebot zu einem entdeckenden, verstehenden Erleben erhalten. Unsere Ausstellung versucht dies mit einem differenzierten Angebot: sowohl den flüchtigen Besucherinnen und Besuchern einen Eindruck zu vermitteln, den Interessierten genügend Material zu bieten, und den Spezialisten noch Möglichkeiten zur Vertiefung zu geben.

Zwischen dem authentischen Schreibtisch Tucholskys und seiner Totenmaske ist die Inszenierung der Ausstellung betont sachlich und übersichtlich gehalten. Der Schreibtisch ist leer, neben ihm steht der Koffer des Exilanten: Hier fehlt einer, der vertrieben wurde; der sich mit all seiner Intelligenz, seinem Witz und seinem Charme für die Menschen eingesetzt hat, der sich gegen Unterdrückung und Ausbeutung und gegen die Selbstzerstörungskräfte der Menschen gewehrt hat; einer, der aufklärerisch, aber nicht sinnenfeindlich, der antiheroisch, lernfähig, analytisch, dogmenfern, individualistisch, aber von einem hohen Begriff von Freiheit beseelt war.



Faksimile von Tucholskys „Prolog und kleiner Vorwurf“ in der Rheinsberger Ausstellung

Dass gerade diese Themen besonderer Aufbereitung und Vermittlungsangebote bedürfen, wird immer die Herausforderung für Literaturmuseen sein. Hier gibt es meines Erachtens keine „gültige“ oder vorbildhafte Darstellungsweise, keine Muster. Hier kann mit allem gespielt und experimentiert werden, mit und ohne Medien, egal – wichtig ist nur, dass es gelingt, das Aufmerksamkeitspotential zu erreichen, an lebensweltliche Fragestellungen anzuknüpfen und sich – mit seinem historischen Gegenstand – entlang der geistigen Auseinandersetzungen der Gegenwart ständig in Frage zu stellen. Wir bieten das trockenste und unattraktivste Material: nahezu unlesbare Handschriften, vergilbte Fotos und verblichene Bücher. Doch gerade das bietet uns die Chance, ein lebendiges Museum zu sein.

Kurt-Tucholsky-Literaturmuseum
Schloss 1 / Marstall
16831 Rheinsberg
Tel. 03 39 31.390 07
www.tucholsky-museum.de
E-Mail: mail@tucholsky-museum.de

„Du hörst was spricht, vernimmst Du auch was fühlt?“ Die Lyrikerin Gertrud Kolmar im Museum in Falkensee

Gabriele Helbig



Gertrud Kolmar „begleitet“ die Besucherinnen und Besucher durch die gesamte Ausstellung des Museums in Falkensee.

Die jüdische Lyrikerin Gertrud Kolmar (1894–1943) lebte in den Jahren von 1923 bis 1939 im Haus ihrer Eltern in Falkensee-Finkenkrug. Die Villa an der damaligen Manteuffelstraße, heute Feuerbachstraße, war von einem großen parkähnlichen Garten umgeben. In der Schönheit und Abgeschlossenheit des Ortes entstand fast ihr gesamtes lyrisches Werk. Die Blumen im Garten des Vaters und die hinter dem Haus beginnende Landschaft mit Kiefern, Seen, Sandwegen und Tieren fanden Eingang in ihre Gedichtwelt.

Gertrud Käthe Chodziesner, so ihr bürgerlicher Name, wurde am 10. Dezember 1894 in Berlin-Mitte als älteste Tochter des Rechtsanwalts Ludwig Chodziesner und seiner Frau Elise, geb. Schönfließ, geboren. Nach Besuch der Volksschule und einer höheren Mädchenschule arbeitete sie u. a. in einem Kinderhort und erwarb Sprachlehrerinnendiplome in Französisch und Englisch.

Erste Gedichte wurden 1917 in dem Band „Gedichte“ im Verlag von Egon Fleischl & Co., Berlin, veröffentlicht. Das Pseudonym „Kolmar“ leitete sie von der deutschen Ortsbezeichnung für ihren Geburtsort Chodziesen ab. Im Spätsommer 1938 veröffentlichte sie, nach dem Verbot der Verwendung von Pseudonymen für jüdische Schriftsteller, unter ihrem Namen Gertrud Chodziesner „Die Frau und die Tiere“ im Jüdischen Buchverlag von Erwin Löwe, Berlin. Nach dem Novemberpogrom 1938 und dem darauffolgenden Verbot jüdischer Verlage wurden die Ausgaben erst verramscht und dann vernichtet.

Das geliebte Grundstück in Falkensee-Finkenkrug musste Ende 1938 zwangsweise verkauft werden. Gemeinsam mit dem Vater Ludwig Chodziesner – die Mutter war bereits 1930 verstorben – bezog Gertrud Kolmar im Januar 1939 eine sogenannte „Judenwohnung“ in Berlin-Schöneberg.

Ab Juli 1941 wurde Gertrud Kolmar zur Zwangsarbeit in der Kartonagenfabrik Epeco in Berlin-Lichtenberg verpflichtet. Ihr Vater wurde im September 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und starb dort am 13. Februar 1943. Nur wenige Tage später wurde Gertrud Kolmar im Rahmen der „Fabrikaktion“ mit anderen jüdischen Zwangsarbeitern in Berlin verhaftet und in ein Sammellager gebracht. Mit dem 32. Osttransport wurde sie am 2. März 1943 nach Auschwitz deportiert. Auf dem Weg dorthin verlieren sich ihre Spuren.

Bis zu ihrer Verhaftung am 27. Februar 1943 schrieb Gertrud Kolmar Erzählungen, Theaterstücke und zahlreiche Gedichte. Ihr schriftstellerisches Werk konnte mit Hilfe der Familie gerettet werden. Der Nachlass befindet sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach und steht für Forschungszwecke zur Verfügung.

Erinnern an Gertrud Kolmar im Museum in Falkensee

Schon im Eingangsbereich des Museums werden Besucherinnen und Besucher mit der Gedichtzeile „Du hörst was spricht, vernimmst Du auch was fühlt?“ (aus Gertrud Kolmar, „Die Dichterin“) auf den Museumsbesuch eingestimmt. Das Gedicht führt nicht nur in den ersten Raum des Museums, sondern auch in den „Ersten Raum“ des zwischen 1927 und 1932 entstandenen Gedichtzyklus „Weibliches Bildnis“.

Kolmars Zeilen verbinden die Ausstellungsebenen des Museums, zum einen die Galerie im Erdgeschoss, zum anderen die Dauerausstellung im Obergeschoss. Wie das Gefühl der Betrachter in der Dauerausstellung angesprochen werden soll und welche persönlichen Verbindungen sich mit der Ortsgeschichte Falkensees verknüpfen lassen, wird am Beispiel des 1933 verfassten Gedichtes „Die Gefangenen“ deutlich:

„Sie irren im Lager um mit kranken, entsetzten Blicken
Und leben wahrscheinlich noch. Das können Sie nicht begreifen.“
(Gertrud Kolmar, „Die Gefangenen“, aus dem Zyklus „Das Wort der Stummen“)

Gertrud Kolmar schrieb diese Gedichtzeilen 1933, nachdem im Berliner Tageblatt ein Artikel über das Konzentrationslager Sonnenburg (Słońsk) erschien. Das Gedicht verleiht den Gefangenen eine Stimme, zu denen auch Gertrud Kolmars Cousin, der Arzt und Kommunist Dr. Georg Benjamin, gehörte.

„Wenn ich tot bin, wird mein Name schweben
Eine kleine Weile ob der Welt“
(aus Gertrud Kolmar „Die Sinnende“)

Diese Gedichtzeilen wählte die Literaturwissenschaftlerin und Kuratorin Dr. Regina Nörtemann für den Ausstellungsbereich zur Geschichte des Konzentrationsaußenlagers Falkensee, das von 1943–1945 existierte. Diese Zeilen bilden die Verbindung zwischen der Familiengeschichte Gertrud Kolmars und der Ortsgeschichte Falkensees.

Eine Rose für Gertrud Kolmar

„Und schreitet abends durch das graue Tor“
(aus Gertrud Kolmar, „Rose in Trauer“)

Der Garten im Rückraum des Museums bietet den Besucherinnen und Besuchern seit Oktober 2010 die Möglichkeit, ergänzend zur Dauerausstellung dem Lebensgefühl der Dichterin nachzuspüren. Das „Immerwiederkehrende, im Vergehen und Werden Beständige“

in der Natur gehörte für Gertrud Kolmar zum „Ewigkeitsgeschehen“, in dem sie Zuflucht und Halt gegenüber Zerstörungen und Gewalt suchte. Der Vater von Gertrud Kolmar hatte in den 1930er Jahren im Garten des Wohnhauses in Finkenkrug Rosen kultiviert, die von ihr in Gedichten mehrfach poetisch beschrieben wurden.

Am 1. Oktober 2011 konnte einer neuen Züchtung des Rosenzüchters Jan D. Janßen vom Vierländerrosenhof in Hamburg im Beisein der Nichte Gertrud Kolmars, Sabina Wenzel aus Paraty (Brasilien), der Name „Gertrud-Kolmar-Rose“ verliehen werden. Einige dieser lachsfarbenden, zart duftenden Rosen blühen jetzt vielfach in den Gärten der Region. Sie sind ein lebendiges, „im Vergehen und Werden“ beständiges Andenken an eine der bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts.

Die „eingestreuten“ Gedichtzeilen bieten den Besucherinnen und Besuchern des Museums eine „Vertiefungsebene“ in zweierlei Hinsicht: Zum einen bekommen die Exponate einen poetischen, einen persönlichen Hintergrund und zum anderen mag das Gesehene und Gelesene animieren, weiter in die Gedichtwelt von Gertrud Kolmar einzutauchen.

Auch der Ausstellungskatalog „Zeiteinblicke“¹ verknüpft Worte und Gedanken Kolmars mit den Lebensgeschichten und Umständen der Menschen einer Region. Neben den vollständig abgedruckten Gedichten enthält er auch literaturwissenschaftliche Einordnungen von Dr. Regina Nörtemann.² Das Museum bieten nach Vereinbarung museumspädagogische Angebote zum Leben und Werk Gertrud Kolmars an.

1 Freunde und Förderer von Museum und Galerie Falkensee e. V. (Hg.), Zeiteinblicke. Katalog zur Dauerausstellung, Museum und Galerie Falkensee, 2011.

2 Regina Nörtemann (Hg.), Gertrud Kolmar. Das lyrische Werk, Göttingen, 2003; Johanna Woltmann, Gertrud Kolmar – Leben und Werk, Göttingen, 1995.

Museum und Galerie Falkensee
Falkenhagener Str. 77
14612 Falkensee
Tel./ Fax 033 22.222 88
www.museum-galerie-falkensee.de
E-Mail: museum-galerie@falkensee.de

„Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel ...“ Das Brecht-Weigel-Haus in Buckow

Margret Brademann



Herzstück des Museums ist das frühere Atelier des Berliner Bildhauers Georg Roch, der das Haus 1910/11 erbauen ließ.

Die Schönheit des von Bertolt Brecht und Helene Weigel seit 1952 zum Lieblingsaufenthaltort auserkorenen Anwesens am Buckower Schermützelsee zu erklären, ist einfach: Es liegt ideal und seine Häuser erfüllten die Wünsche des Künstlerpaares.

Seit 1948, der Rückkehr Brechts nach Berlin, waren schon einige Jahre vergangen. Umso dringender war Brechts Wunsch geworden, ein Haus außerhalb der Stadt zu finden, in das er Gäste einladen und in dem er auch ungestört arbeiten konnte. Die Zeit in Berlin

verbrachte er meist am Theater und selbst in der Wohnung in Weißensee war er zu selten ungestört, um sich in neue Arbeiten zu vertiefen zu können und die dazu notwendigen langen Gespräche zu führen. Seine Sätze im Journal vom 14. Februar 1952 beschreiben genau, was ihm gefiel:

„Mit Helli in Buckow in der Märkischen Schweiz Landhäuser angesehen. Finden auf schönem Grundstück am Wasser des Schermützelsees unter alten großen Bäumen ein altes, nicht unedel gebautes Häuschen

mit einem andern, geräumigeren, aber ebenfalls einfachen Haus daneben, etwa 50 Schritte entfernt. Etwas der Art wäre erschwänglich, auch im Unterhalt. In das größere Haus könnte man Leute einladen.“¹

Zwei Häuser, in denen man räumlich getrennt und doch gemeinsam leben konnte, alte große Bäume am See, eine Natur, die seiner Neigung für wechselnde Stimmungen und unterschiedliche Jahreszeiten entsprach und das Haus eines Künstlers, des Bildhauers Georg Roch, in dem es ein Atelier gab, wie im schwedischen Lidingsö,² begeisterten Brecht und auch Helene Weigel. Wie geschaffen war dieses idyllische Anwesen für die schöpferische Arbeit und für die Gespräche mit denen, die man für diese Arbeit brauchte, die korrigieren, mitarbeiten und anregen sollten.

„Brecht ist sehr abgearbeitet, gar nicht erholt. Brecht bat mich, um ein Haus außerhalb Berlins zu annonciieren, wo er Sonnabend/Sonntag hinfahren könnte, um auszuruhen“³, hatte Käthe Rüllicke, Dramaturgieassistentin am Berliner Ensemble, am 26. August 1951, in ihr Tagebuch geschrieben. Die Suche war nun erfolgreich. Nach kurzen Verhandlungen fasste die Ratssitzung der Stadt Buckow am 10. März 1952 einstimmig den Beschluss, „das Grundstück in der Seestraße 29 „für die Weiterbildung unserer Künstler Herrn Bert Brecht und Frau Helene Weigel zu verpachten“.⁴ Am 2. Juli 1952 gratulierte der Bürgermeister Müller Brecht und Weigel zum Einzug und schrieb: „Der Rat der Stadt Buckow wünscht Ihnen zu Ihrem Einzug alles Gute und bei Ihrer Arbeit zum Wohle der Deutschen Demokratischen Republik recht viel Erfolg. Ganz besonders bedanken wir uns für die von Ihnen gestiftete Stadtfahne. Als Gegenbeweis schenkt Ihnen die Stadtverwaltung einen Stuhl. Wir hoffen und wünschen, dass Ihnen Ihr Aufenthalt in Buckow immer ein guter sein wird.“⁵

Brecht hatte draußen vor der Großstadt endlich einen Ort gefunden, an dem er sich frisch genug für die Arbeit an der Schreibmaschine fühlte. Hierher lud er viele Gesprächspartner ein. Das glitzernde Wasser des Schermützelsees schimmerte durch das große Fenster seines Arbeitszimmers und die Fensterfront des Ateliers der „Eisernen Villa“.

Am 1. Juli 1952 heißt es in Käthe Rüllickes Tagebuch: „B. zu sehen, als er uns durchs Haus führte – unbeschreiblich. Mit Besitzerstolz. Abends – er sitzt gern in dem auf einem Schuppendach stehenden Pavillon – Blick auf den See –: Ich gehöre jetzt zu einer neuen Klasse – den Pächtern! Woran sich lange scherzhafte Erörterungen anschlossen, dass er ja den Boden nicht nütze etc. B. ist heiter, gelöst, humorvoll – er wird sich hier großartig erholen. Er legte sich einen Spazierstock zu, trägt weiße Tennisschuhe (kaufte Heli) und

entdeckt immer neue Bäume, Winkel, Schönheiten „seines“ Gartens. Es scheint ihm gut zu tun, „zu Hause“ zu sein. Der Blick auf den See ist wundervoll.“⁶

Buckow war von ähnlicher, herber Schönheit wie z. B. das im Exil bewohnte, schwärmerisch von Brecht beschriebene, finnische Marlebäck: „Mit Hella Wuolijoki nach Gut Marlebäck (Kausala) gefahren. Sie gibt uns eine Villa zwischen schönen Birken. Wir sprechen von der Stille hier draußen. Aber es ist nicht still; bloß sind die Geräusche viel natürlicher, der Wind in den Bäumen, das Rascheln des Grases, das Gezwitser und was vom Wasser herkommt. [...] Der Birkengeruch allein ist berauschend und auch der Holzgeruch.“⁷

Am 6. Juli 1952 war Georg Lukács in Buckow, außerdem kamen „nachmittags Eisler mit seiner Frau, Dessau mit Ruge, Girnus mit Frau – also großer Betrieb im Pavillon [...] Montag bis Mittwoch Arbeit mit Strittmatter [...] Brecht fühlt sich wohl, steht schon um 6 Uhr auf und ist guter Stimmung. Wir arbeiten von 8 bis 14 Uhr, dann abends noch 2–3 Stunden.“⁸

Einer der häufigsten und wichtigsten Gäste in Buckow war Jacob Walcher. Er war ein Schüler Rosa Luxemburgs und später Gewerkschaftsspezialist. Brecht hatte ihn bereits 1931 in Berlin kennengelernt und 1943 im Exil in New York wiedergetroffen.⁹ Walcher war bereits Mitte Januar 1947 nach Berlin zurückgekehrt. Er wurde Chef der Gewerkschaftszeitung Tribüne, jedoch 1951 wegen seiner offenen Meinungen über die Gewerkschaftsarbeit entlassen. Als Brecht im Sommer 1952 seinen alten Plan, ein Stück über Rosa Luxemburg zu schreiben, in Angriff nehmen wollte, lud er Jacob Walcher nach Buckow ein. Die Gespräche, die sie über Auffassungen Rosa Luxemburgs führten, wurden von Käthe Rüllicke protokolliert. Walchers politische Urteile waren für Brecht sehr wichtig.

Im Sommer 1953, nach dem Arbeiteraufstand am 17. Juni, setzte Brecht die Gespräche mit Jacob Walcher in Buckow fort. Mit den Ereignissen des Arbeiteraufstandes verband Brecht die Hoffnung nach mehr breiter und echter Demokratie. In einem Brief an Walter Ulbricht forderte er eine „große Aussprache mit den Massen“, die nach seiner Meinung mit Recht gegen Normerhöhungen und Versorgungsengpässe protestiert hatten.

Brecht schrieb in Buckow im Juli und im August 1953 seinen letzten großen Gedichtzyklus „Buckower Elegien“. Enttäuschung und Selbstzweifel quälten ihn. Im Mai 1954 heftete Brecht an die Tür seines Buckower Arbeitszimmers einen Zettel auf dem folgende Sätze zu lesen waren:

„In Erwägung, dass ich nur ein paar Wochen im Jahr für mich arbeiten kann

In Erwägung, dass ich, arbeitend, auf meine Gesundheit achten muss

In Erwägung, dass bei dem Schreiben von Stücken und dem Lesen von Kriminalromanen jede menschliche Stimme im Haus oder vor dem Haus eine willkommene

Kulturstudien formulierte Werner Hecht in einer Aktennotiz vom 21. April 1976, „dass das Brecht-Weigel-Haus in Buckow keine Gedenkstätte im traditionellen Sinn sein soll, sondern – eingedenk der Lehre aus Brechts Gedicht von den „Teppichwebern“ – ein Arbeits- und Diskussionsort“, „ein Ort lebendiger Aneignung des Werkes und Wirkens“ von Bertolt Brecht und Helene Weigel.

Heute ist das kulturhistorische Sommerdomizil offen für Gäste aus aller Welt. Die einstige Wirkstätte mit Blick auf den Schermützelsee umfasst originale Wohnräume und eine theatergeschichtliche Ausstellung mit einzigartigen Theaterrequisiten, welche bei der deutschen Erstaufführung von Bertolt Brechts Stück „Mutter Courage und ihre Kinder“ am 11. Januar 1949 auf der Probebühne des Deutschen Theaters Berlin in der Inszenierung von Bertolt Brecht und Erich Engel Eingang in die Welttheatergeschichte fanden. Unter allen Exponaten ragt der Planwagen der Protagonistin heraus. Ihn zog Helene Weigel bis 1961 405-mal über die Bühnen im In- und Ausland. Das Bühnenbild stammt von Heinrich Kilger, der es nach den Vorlagen des Bühnenbildes für die Uraufführung im Züricher Schauspielhaus 1941 von Teo Otto schuf. Das Pressecho, Theaterfotografien aus verschiedenen Inszenierungen und Theaterplakate aus aller Welt geben dem Besucher einen Überblick über die Rezeption des Stückes und seine weltweite Aufführungsgeschichte. Auf einer Projektionswand werden Ausschnitte aus dem originalen DEFA-Theaterfilm aus dem Jahr 1961 gezeigt. An Hörstationen können die Besucherinnen und Besucher Songs aus dem Stück hören. Das umstrittene epische Theater wird in Auszügen aus theatertheoretischen Werken Bertolt Brechts wie dem „Messingkauf“ und dem „Kleinen Organon für das Theater“ vorgestellt.



Die kleine Ausstellung im „Theaterschuppen“ zeigt vor allem Originalrequisiten der deutschen Erstaufführung von „Mutter Courage und ihre Kinder“ 1949 in Berlin.

Ausrede für eine Unterbrechung bildet habe ich beschlossen, mir eine Sphäre der Isolierung zu schaffen und benutze dazu das Stockwerk mit meinem Arbeitszimmer und den kleinen Platz vor dem Haus, begrenzt durch Gewächshaus und Laube. Ich bitte, diese Regelung nicht als allzu bindend aufzufassen. Prinzipien halten sich am Leben durch ihre Verletzung.“¹⁰

Bevor Brecht am 25. Mai 1955 in Moskau der Stalin-Friedenspreis verliehen wurde, verfasste er am 15. Mai ein Schreiben an die Akademie der Künste mit testamentarischen Verfügungen. Für Helene Weigel schrieb er ein Testament mit Festlegungen, in denen u. a. stand, „dass das Grab im Garten in Buckow oder im Friedhof neben meiner Wohnung in der Chausseestraße“¹¹ liegen sollte. Im März 1956 erkrankte Brecht an einer Virusgrippe und musste die Proben im Theater unterbrechen. Die Folgen dieser Grippe wurden in der Charité behandelt. Seit Ende Mai hielt er sich bis auf wenige Fahrten nach Berlin in Buckow auf. Am 14. August 1956 starb Bertolt Brecht in Berlin.

1970 kaufte Helene Weigel die beiden Buckower Häuser. Am 6. Mai 1971 starb die große Schauspielerin. Die „Eiserne Villa“ mit einem Teil des Grundstücks und dem Inventar der großen Wohnhalle verkauften die Erben Bertolt Brechts und Helene Weigels 1975 an die DDR. Als Beauftragter des Ministeriums für Kultur für UNESCO-

Um das architektonisch wertvolle, denkmalgeschützte Atelierhaus für Besucherinnen und Besucher vollständig zu öffnen, wird derzeit ein Besucherzentrum geplant, in dem der Museumsshop mit Eintrittskasse, ein Raum für Sonderausstellungen, Veranstaltungen und Vorträge sowie Archiv und Arbeitsplätze eingerichtet werden. Damit werden Sicherheitsfragen gelöst und der authentische Ort, das eigentliche Atelierhaus, kann der reinen Besichtigung dienen. Auf der knapp bemessenen Ausstellungsfläche soll darin durch den Einsatz neuer Medien umfassenderes Material zum neuesten Stand der Brechtforschung zugänglich gemacht werden.

Das neue Ausstellungskonzept basiert auf einer Dreigliederung, die sich auch räumlich und in der Fläche niederschlägt. Atelierhaus, Garten und Theaterschuppen werden dabei in eine Abfolge eingebunden, die den Besucher durch folgende thematische Bereiche führt:

1. Die Künstler (Biografische Stationen; Lebensweise des Paares in Buckow, Freunde, Mitarbeiter, Gäste, wichtige künstlerische und politische Themen; Überblick Leben, Wirken und Gesamtwerk)
2. Das lyrische Werk Brechts mit Schwerpunkt „Buckower Elegien“
3. Das dramatische Werk Brechts mit Schwerpunkt „Mutter Courage und ihre Kinder“.



Das Brecht-Weigel-Haus liegt, umgeben von einem großen malerischen Garten, direkt am Ufer des Schermützelsees.

Der Gang durch das Museum und durch den Literaturgarten wird dann einer kritischen Ansicht deutscher Geschichte gleichen: In Buckow wurden große Themen in große Literatur verwandelt. Im Literaturgarten können die Besucher Lesungen, Gespräche, Filme, Theater- vorstellungen und Diskussionsrunden erleben.

- 6 Bertolt-Brecht-Archiv, Berlin.
- 7 Bertolt Brecht, Werke, Bd. 26, Journale 1938–1941, S. 398.
- 8 Bertolt-Brecht-Archiv, Berlin.
- 9 Vgl. Ernst Stock u. Karl Walcher, Jacob Walcher (1887–1970): Gewerkschafter und Revolutionär zwischen Berlin, Paris und New York, Berlin 1998, S. 140.
- 10 Bertolt Brecht, Tagebücher 1920–1922, Autobiografische Aufzeichnungen 1920–1954, Berlin/Weimar 1976, S. 217.
- 11 Werner Hecht, Brecht-Chronik, Frankfurt am Main 1997, S. 1163.
Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die aktualisierte und erweiterte Fassung eines Artikels der Autorin, der bereits 2016 in „Die Mark Brandenburg“, Heft 102 erschienen ist.

- 1 Bertolt Brecht, Werke, Bd. 27, Journale 1941–1955, S. 330.
- 2 Vgl. Bertolt Brecht Werke, Bd. 26, Journale 1938–1944, S. 339.
- 3 Bertolt-Brecht-Archiv, Berlin.
- 4 Schreiben des Bürgermeisters Müller der Stadt Buckow an Firma Siemens Plania, Berlin-Lichtenberg, Herzbergstr. vom 9. April 1952, Bertolt-Brecht-Archiv, Berlin.
- 5 Schreiben des Bürgermeisters Müller der Stadt Buckow an Herrn Bert Brecht und Frau Helene Weigel, Buckow/Märk. Schweiz, Seestr. 29 vom 2. Juli 1952, Bertolt-Brecht-Archiv Berlin.

Brecht-Weigel-Haus
Bertolt-Brecht-Straße 30
15377 Buckow (Märkische Schweiz)
Tel. 03 34 33.4 67
www.brechtweigelhaus.de
E-Mail: villa@brechtweigelhaus.de

Das Peter-Huchel-Haus Geschichte und Gegenwart

Lutz Seiler



Das Peter-Huchel-Haus in Wilhelmshorst, südlich von Potsdam

Seit 1997 ist das Peter-Huchel-Haus in Wilhelmshorst Gedenkstätte und Haus der Literatur. 2017 feiert es sein 20jähriges Jubiläum mit einer Lesung der Nobelpreisträgerin Herta Müller – ein großes Fest im Garten des Hauses mit 500 Gästen.

Fast zwei Jahrzehnte lebte hier, südlich von Potsdam, der Dichter Peter Huchel, den Joseph Brodsky den bedeutendsten deutschen Dichter der Nachkriegszeit neben Gottfried Benn nannte. Huchels Ruhm gründet auch auf seiner Arbeit als erster Chefredakteur von „Sinn und Form“, der Zeitschrift der Berliner Akademie der Künste, die im Haus ihren Sitz hatte.

Monica Huchel, die Ehefrau des Dichters, berichtete: „Eines Tages zeigte mir Huchel die Gegend, wo er aufgewachsen war ... Ich dachte, hier möchte ich leben.“ 1951 entdeckten die Huchels das Haus am Hubertusweg: „Auf unseren Spaziergängen kamen wir am Hubertusweg vorbei und sahen ein großes Haus zwischen hohen Kiefern. Wir fragten herum. Das Haus gehörte der

Kreissparkasse, die es für sechstausend Mark ersteigert hatte. Sie boten es uns für das Vierfache an.“ Bertolt Brecht, der bei diesem Kauf als Immobilienexperte auftritt, rät, für das Anwesen nicht mehr als den alten Kaufpreis zu bezahlen. Wenig später erwirbt Peter Huchel Grund und Haus für 24.000 Mark, was Brecht, der Huchel in den politischen Konflikten dieser Zeit zur Seite steht, als „praktizierten Kapitalismus“ bezeichnete.

Schon vor Huchels Einzug war das Haus ein Ort der Literatur. „Villa Hoeft“ und das Baujahr 1923 sollen noch nach 1945 auf einer kleinen Marmorplatte links vom Eingang zu lesen gewesen sein. Der Erbauer Bernhard Hoeft veröffentlichte Romane und Novellen. Im Hauptberuf Rektor einer Berliner Schule, hatte sich Hoeft vor allem als Erforscher des Lebens von Leopold von Ranke einen Namen gemacht. Für die Rankeforschung war sein erst in den vergangenen Jahren entdeckter Nachlass im Geheimen Staatsarchiv Berlin eine Sensation. Mit dem Einmarsch der Roten Armee in Wilhelmshorst verliert sich die Spur Hoefts. Die abgelegene „Villa Hoeft“ wurde vorübergehend Kommandantur, später wurden Umsiedler einquartiert und 1954 schließlich zogen die Huchels ins Haus ein.

In der Folgezeit war es Monica Huchel, die das Haus für die Bedürfnisse eines Schriftstellerhaushalts und der Redaktion von „Sinn und Form“ einrichtete. Die Redakteure wurden im Nachbarhaus untergebracht, die Chefredaktion tagte in einem Zimmer in der unteren Etage, das heute zur Ausstellung gehört. Huchels Schreibkammer hingegen liegt unter dem Dach, unter einer einfachen Luke.

Bis zu seiner Ausreise aus der DDR lebte Huchel in seinem Haus am Hubertusweg. Hier entstanden die Gedichte für die berühmten Bände „Chausseen Chausseen“ (1963) und „Gezählte Tage“ (1972). Die Landschaft der brandenburgischen Mittelmark, die Huchel seit Kindheitstagen vor Augen hatte, sind der Quellgrund seiner Gedichte; aus der Empfindung dieser Landschaft beziehen sie ihre Substanz.

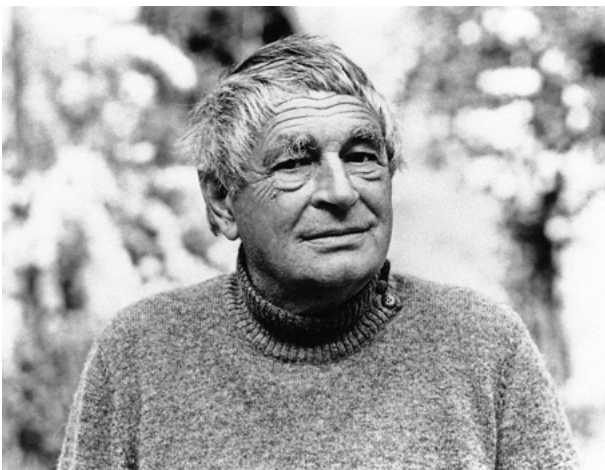
Nach dem Mauerbau war Huchels Zeitschrift „Sinn und Form“ mit ihrer gesamtdeutschen, weltoffenen und auf literarische Qualität bedachten Ausrichtung nicht

mehr gefragt. 1962 wurde Huchel das Heft aus der Hand genommen. Es folgten neun Jahre der Isolation und Überwachung in Wilhelmshorst. Briefe wurden abgefangen, das Telefon abgehört, sein Archiv verschleppt – ein Nachbar schrieb Spitzelberichte. Trotzdem wurde Huchels Haus zu einem Treffpunkt von Schriftstellern, die in Opposition zum herrschenden Regime standen. Wolf Biermann, Ludvík Kundera, Günter Kunert, Reiner Kunze und andere kamen zu Huchel, auch Heinrich Böll und Max Frisch zählten zu den Besuchern und unterstützten den Dichter in seiner Notlage – Max Frischs Einsatz beim Internationalen PEN in London machte schließlich den Weg frei für Huchels Ausreise aus der DDR im Jahr 1971.

Nach ihrem Weggang überließen die Huchels dem Dichterkollegen Erich Arendt das Haus zur Nutzung. Arendts dem Expressionismus verpflichtete Dichtung verdankt wesentliche Anregungen der modernen spanischen und lateinamerikanischen Poesie – als Nachdichter machte er die Werke von Pablo Neruda, Vicente Aleixandre und Nicolás Guillén im deutschsprachigen Raum bekannt. Auch in Arendts Zeit blieb das Haus im Hubertusweg ein Treffpunkt für Schriftsteller, vor allem für die jüngeren Autoren, die fasziniert waren von Arendts sinnfroher, weltbürgerlicher Lebenshaltung. Für sie wurde der Dichter zu einem geistigen Bezugs- und Anlaufpunkt.

Dass das Haus im Hubertusweg ein Ort der Literatur bleiben sollte, war der Wunsch Monica Huchels. Ende 1995 gründete sich zu diesem Zweck der „Peter-Huchel-Gedenkstätte e. V.“, dem die Witwe des 1981 verstorbenen Dichters per Schenkung das gesamte

Konzerten. In den Lesereihen „Hubertusweg“, „Zeit mit Schriften“ und „Chausseen Chausseen“ kommen Autoren wie Publizisten zu Wort, die die deutsche Literatur entscheidend prägen wie Herta Müller, Wilhelm Genazino, Christoph Meckel, Jürgen Becker, Friedrich Christian Delius, Wolfgang Hilbig, Christoph Hein bis hin zu Autoren der folgenden Generationen wie Durs Grünbein, Katja Lange-Müller, Jan Wagner, Ines Geipel und Ingo Schulze. Auch die Träger des jährlich vom SWR vergebenen Peter-Huchel-Preises sind Gäste des Hauses, unter ihnen Elke Erb, Wulf Kirsten, Michael Krüger, Monika Rinck und Ulf Stolterfoth. Langjährige Literaturzeitschriften werden vorgestellt wie „Sinn und Form“, „Neue Rundschau“ oder „Sprache im technischen Zeitalter“. Aus Aufzeichnungen dieser Abende entstehen Rundfunksendungen, die von RBB und NDR-Kultur ausgestrahlt werden. International bekannte Autoren wie Adam Zagajewski, Ludvík Kundera, Ota Filip, Anna Enquist, Ales Steger, Sjon, Avirama Golan, Stefan Hermans oder Ken Babstock haben im Peter-Huchel-Haus gelesen und diskutiert, aber auch Autoren aus der Brandenburger Region wie Antje Rávic Strubel, Grit Poppe, Sigrid Grabner, Helga Schütz, Jürgen Israel und viele andere. Zu den Höhepunkten der Veranstaltungsgeschichte zählt ohne Zweifel der Auftritt Wolf Biermanns. Biermann berichtete, wie Huchel für ihn in jungen Jahren ein väterlicher Freund und das Haus Huchels Zufluchtsort und Unterschlupf geworden war. In den sechziger Jahren wohnte Wolf Biermann zeitweise im Hubertusweg, er schlief in Huchels Schreibkammer unter dem Dach. „Ermutigung“, eines seiner bekanntesten Lieder („Du lass dich nicht verhärten ...“) ist Peter Huchel gewidmet.



Peter Huchel, 1903–1981

Die heutige Gedenkstätte zeigt eine Dauerausstellung mit einem Gesamtüberblick zu Leben und Werk Peter Huchels. Vitrinen in den ehemaligen Wohn- und Arbeitsräumen des Dichters zeigen Originale aus Huchels Arbeitsbibliothek, aber auch Einzelstücke wie sein Notizbuch oder die Leseexemplare eigener Werke, die Huchel auf seinen Lesereisen bei sich trug. Zusätzliche Tafeln zu Bernhard Hoeltz, dem Erbauer des Hauses, und zu Erich Arendt verdeutlichen die Geschichte des Hauses als Ort der Literatur und des literarischen Austauschs – bis zum heutigen Tag.¹

¹ Eine ausführliche Darstellung zur Geschichte des Peter-Huchel-Hauses finden Sie in: Im Kieferngebäude. Peter Huchel und die Geschichte seines Hauses, mit Beiträgen von Hendrik Röder, Lutz Seiler und Peter Walther, Berlin 2012.

Anwesen übertrug. Bereits Ende 1996 begannen die Arbeiten zur Renovierung und am 3. Oktober 1997 wurde das Peter-Huchel-Haus feierlich eröffnet. Seitdem ist das Haus ein lebendiger Ort der Literatur mit Lesungen, Podiumsgesprächen, Ausstellungen und

Peter-Huchel-Haus
Hubertusweg 41
14552 Michendorf/Wilhelmshorst
Tel. 03 32 05.629 63
www.peter-huchel-haus.de
E-Mail info@peter-huchel-haus.de

„Der Laden“

Das Literaturmuseum Erwin Strittmatter in Bohsdorf

Renate Brucke



„Der Laden“ – Sitz der Erwin-Strittmatter-Gedenkstätte in Bohsdorf

Bereits nach Erscheinen des Romans „Der Laden“ 1983 kamen die ersten Besucherinnen und Besucher in das unscheinbare Haus in der Bohsdorfer Dorfstraße, damals noch zu Bruder Heinrich („Heinjak“) Strittmatter, der im Laden eigenen Honig und Kakteen verkaufte.

Sie waren neugierig auf den Schauplatz der autobiografischen Familiengeschichte, die den dörflichen Alltag mit all seinen Schwierigkeiten und Freuden nach dem Ersten Weltkrieg beschreibt. Aus dem Wohnhaus eines Tages ein Museum werden zu lassen, war bald auch Erwin Strittmatters Wunsch.

Um die erforderlichen finanziellen Mittel für die Rekonstruktion des Hauses zu erhalten, gründete sich 1996 der gemeinnützige Erwin-Strittmatter-Verein, dessen Ehrenvorsitzender Heinrich Strittmatter wurde. Anlässlich des fünften Todestages Erwin Strittmatters im Januar 1999 wurde das kleine Museum eröffnet. Es bestand zuerst nur aus dem Krämerladen und einem kleinen Raum mit dem berühmten Guckloch in der Tür, die ursprünglich zur Backstube führte. Nachdem die Eltern das Backen und den Laden Anfang der 1950er Jahre aufgegeben hatten, erlebte dieser kleine Raum eine wechselvolle Geschichte: Büro des Bürgermeisters, Schlafstätte, Poststelle.

Dank der Sammelleidenschaft Heinrichs blieben große Teile der Ladeneinrichtung, des Wohnraummobiliars und der Backstube erhalten. Zu den berühmten Ausstellungsstücken gehören die beiden Glücksräder, die der Stellmacher „Schestawitscha“ baute, damit Mutter „Lenchen Matt“ zu Johanni ihre Lotterie betreiben konnte. Oder die Waage mit den „sich küssenden Lippen“ und das Sauerkrautfass, auf dem „Kein Sitzplatz“ steht. 2005 erwarb die Gemeinde das Haus. Die Backstube mit dem Backofen wurde nun auch für die Besucherinnen und Besucher zugänglich gemacht.

Verschiedene Vitrinen widmen sich Strittmatters Erstaussagen, Übersetzungen seiner Werke sowie Zeugnissen der Familiengeschichte, wie zum Beispiel dem Stammbaum. Verweise auf Verfilmungen und Dramatisierungen von „Tinko“ oder der Laden-Trilogie – zum Beispiel durch Jo Baier oder das Cottbuser Theater – zeigen die Strahlkraft Strittmatterscher Literatur auch nach der Wiedervereinigung. Einige Requisiten des Krämerladens lieh sich der Regisseur Jo Baier für seine Fernsehverfilmung nach Roddan im Havelland aus – Bohsdorf entsprach nicht seinen Vorstellungen eines Niederlausitzer Dorfes aus den 1920er Jahren.

Lothar Sells gerahmte Illustrationen zum „Ochsenkutscher“ und zu „Ole Bienkopp“ zieren die Wände. Auch Typisches aus der Umgebung, wie Hinweise zur Glasindustrie und zum Kohleabbau, fehlen nicht.

In den letzten Jahren wurden die Räume in der oberen Etage ausgestaltet. Im ehemaligen Jungenschlafzimmer können in antiquarischen Büchern geblättert oder Dokumentationen zu Strittmatter angesehen werden. Das Großelternzimmer der Kulkas wurde historisch nachempfunden und ein Strittmatter-Portrait vom Dresdner Künstler Hubertus Giebe vervollständigt das Ambiente.

In der Backstube, dem „Tichterbüro“, wird an den erfolgreichen ersten Roman „Ochsenkutscher“, erschienen 1950, erinnert. Neben Präsentationen zur Biografie macht eine Tafel unter der Überschrift „Blickverschiebung“ die unterschiedlichsten Standpunkte von Persönlichkeiten (u. a. Annette Leo, Werner Liersch, Irma Gutschke) zu Strittmatters verschwiegener Militärzeit beim Ordnungspolizeibataillon im Zweiten Weltkrieg deutlich.

Auf dem Hof sind ein neu errichtetes Taubenhaus mit der historischen Wetterfahne von 1898 und eine übereignete Ausstellung, die an die schwere Arbeit eines Ochsenkutschers erinnert, sehenswert. Die alte Scheune mit dem Pferdestall ist ebenfalls zu einem Ausstellungs- und Versammlungsraum umgebaut worden. An den Wänden zeigen Fotos von Edith Rimkus-Beseler Aufnahmen der Familie Strittmatter in Schulzenhof bei Dollgow. Hier lebte Erwin Strittmatter von 1954 bis 1994 mit seiner dritten Frau Eva Strittmatter (1930–2011), einer der bedeutendsten deutschen Lyrikerinnen der Gegenwart, und den gemeinsamen Kindern. Beide Dichter sind auf dem nahen Friedhof beerdigt. Der jüngste Sohn Jakob Strittmatter öffnet für Besucher in der wärmeren Jahreszeit dort das ehemalige Wohnhaus der beiden Dichter.

In seinem letzten Roman „Vor der Verwandlung“ erinnerte sich Strittmatter 1993: „Letzten Herbst trieb mich das Heimweh wieder nach Hause. Ich habe zwei Zuhause. Eines hier in den Wäldern, wo die Menschen wohnen, die mir die liebsten auf Erden sind, und das andere Zuhause in der Heide, wo die Vorfahren, die mich zeugten, auf dem heidigen Friedhof liegen, als ob sie tief in die Erde hineinlauschten, das zweite Zuhause also, das einmal das erste war [...] Ich nähre mich nicht mehr von den Feldern der Heimat, sondern von der Poesie, die die alte Heimat in mir entfachte.“¹

Während sich nach der Eröffnung des Museums die Besucher in Bohsdorf die Ladenklinge in die Hand gaben und die Ladenklingel unaufhörlich erklang, gehen die Besuchszahlen stetig zurück. Diesen Trend aufzuhalten wird schwer. Die Generation, die mit der Literatur Strittmatters aufgewachsen ist, gibt es bald nicht mehr und die wenigen, von seiner Literatur begeisterten Lehrerinnen und Lehrer werden die Lücke nicht füllen. Es zeigt sich aber, dass die interessierten Besucher länger in den Räumen verweilen und es vorkommt, dass die „Ladenhüter“ später schließen müssen.

2016 wurde unser Museum mit einer kleinen Plakette zur ersten Station der Märkischen Dichterstraße ausgewählt.

In diesem Jahr, 2019, gibt der Verein am 31. August eine Anthologie zum Literaturwettbewerb „Alltag im Wort“ heraus. Da unter den vielen Einsendern auch Schreibfreudige aus den westlichen Teilen Deutschlands, aus der Schweiz, aus Österreich, aus Italien kommen, die unter Umständen bisher wenig oder nichts von Erwin Strittmatter gelesen hatten, hoffen wir, mit diesem Wettbewerb den Bekanntheitsgrad des Dichters und Romanciers zu erhöhen.



Der Krämerladen in Bohsdorf (oben)

Die Backstube mit Strittmatters Arbeitsplatz (das „Tichterbüro“) (unten)

Das Museum bietet neben einer Einführung in das Leben und Werk des Autors (besonders für Schulklassen) u.a. Führungen zu interessanten Schauplätzen der Laden-Trilogie in „Bossdom“ (z.B. die ehemalige Käte von Gutsvogt Buderitsch, Gärtner Kollatsch, Friseur Schätzikan, die Amtsstube etc.). Im Museum finden regelmäßig Lesungen statt. Es können Werke von und über Strittmatter erworben werden.

Erwin-Strittmatter-Verein e. V.
Dorfstraße 35
03130 Felixsee / OT Bohsdorf
Tel.: 03 56 98.221
www.strittmatter-verein.de
E-Mail: bohsdorf@strittmatter-verein.de

¹ Erwin Strittmatter, Vor der Verwandlung, Berlin 1995, Aufbau Verlag, S. 97.

„Solange ich denken kann“ Eva Zeller – Dichterin aus Görzke

Rainer Schwinge



Eingang zum Museum im Handwerkerhof Görzke (oben),
Eva-Zeller-Zimmer (unten)

Es war eine Begegnung der anderen Art, die mir bis heute in Erinnerung geblieben ist, als wäre sie gerade erst geschehen: Anfang der 1950er Jahre saß ich bei Elisabeth Feldhaus, meiner Klavierlehrerin, in Görzke in dem gemütlich eingerichteten Wohnzimmer am Flügel und versuchte mich auf eine Etüde zu konzentrieren, als eine große, hübsche junge Frau durchs Zimmer huschte und mich von meinen Übungen ablenkte.

Viele Jahre später, Anfang der 1980er Jahre rief mich meine Mutter aufgeregt abends in München an, ich solle schnell das ZDF einschalten. In einer Literatursendung fielen die Namen Görzke und Eva Zeller, die gerade ihr neuestes Buch vorstellte. Und meine frühkindliche Begegnung der anderen Art klärte sich in diesem Moment auf – Eva Zeller war die Tochter meiner damaligen Klavierlehrerin.

In „Solange ich denken kann“ beschreibt die inzwischen weit bekannte, hoch geehrte und mehrfach preisgekrönte Schriftstellerin – unter anderem ist sie Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz – ihre Kindheit in dem kleinen Töpferstädtchen Görzke, im äußersten Westen des Landkreises Potsdam-Mittelmark: „Hier in Görzke lebte ich mit Menschen, die mir nahestanden. Das waren meine Mutter und meine Großmutter. Mein Vater hatte in meinem Leben keine große Rolle gespielt“, so Eva Zeller. Als Scheidungskind wuchs sie bei ihrer Großmutter Agnes Bertrand auf dem Gutshof auf, zu dem auch der heutige Handwerkerhof gehört.

In den Büchern „Solange ich denken kann“ und „Nein und Amen“ beschreibt sie die Kriegs- und Nachkriegszeit in ihrer schnörkellosen, direkten unverwechselbar eigenen Sprache. Es ist große Literatur.

Eva Zeller hat ein bewegtes und erlebnisreiches Leben. Geboren am 25. Januar 1923 in Eberswalde, kehrte ihre Mutter nach der Scheidung mit der kleinen Tochter zurück nach Görzke. Eva ging dort bis zu ihrem 14. Lebensjahr zur Schule, anschließend machte sie 1941 ihr Abitur in einem Internat nahe Zeitz. Sie studierte Germanistik und Philosophie in Greifswald, Marburg und Berlin. Ihr erster Ehemann fiel 1945 im Russlandfeldzug, im gleichen Jahr wurde die Tochter Maren geboren. Als Lehrerin unterrichtete sie von 1947 bis 1950 Görzker Kinder – von denen bis heute noch einige davon berichten können. Ihren zweiten Mann, den Pfarrer und Kunsthistoriker Reimar Zeller, heiratete Eva 1950. Die zweite Tochter Susanne kam 1951 zur Welt. Sie „managt“ heute ihre Mutter.

Nach kurzen Zwischenstationen in Hohenwerbig und Kleinmachnow verließen die Zellers 1956 die DDR und reisten ans andere Ende der Welt, nach Südwestafrika.

Dort betreute Reimar Zeller die deutsche evangelische Gemeinde in Swakopmund. Für Eva Zeller waren es sehr schwere Jahre. Von einem totalitären Staat kam sie in ein Land strengster Apartheid. Das Klima war ungewohnt, oft gab es kein Wasser – und es fehlten ihr die Freunde und die Familie aus ihrer märkischen Heimat. Nicht zuletzt kreisten ihre Erinnerungen immer wieder um Görzke, den kleinen Ort ihrer Kindheit.

Nachdem 1958 die Zwillinge Cordula und Joachim geboren waren und später schwer erkrankten, reiste die Familie 1962 in die Bundesrepublik. Nach Aufhalten in Düsseldorf, Villingen und Heidelberg kehrte die Familie Zeller 1998 zurück nach Berlin. Die Rückkehr nach Deutschland war für Eva Zeller der Beginn einer bis in die heutige Zeit anhaltenden, intensiven literarischen Tätigkeit. Sie veröffentlichte Jugendbücher, Romane, Erzählungen, Lyrik, Hörspiele und Essays. Eva Zeller ist fest in dem kleinen Städtchen Görzke verwurzelt und es zieht sie immer wieder an den Ort ihrer Kindheit.

Zu ihrem achtzigsten Geburtstag wurde im Berliner Dom eine Feierstunde abgehalten. Dabei fiel dem Görzker Bürgermeister Jürgen Bartlog ein, dass im Handwerkerhof mit seinen vielen Exponaten zur Ortsgeschichte unbedingt auch ein Platz freigeräumt werden sollte, um die bundesweit bekannte Schriftstellerin zu ehren. Bartlog fand in Edith Tyralla, Gerda Hiersche und Georg Schmidt Bürger aus Görzke, die mit viel Fleiß und Engagement im Jahre 2005 das Eva-Zeller-Zimmer gestalteten.

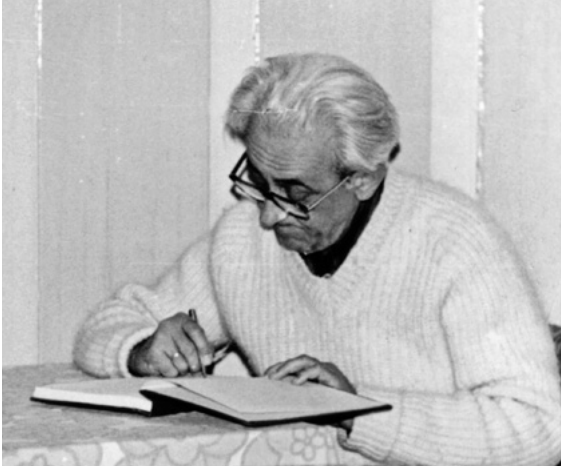
Über eine Treppe gelangt der Besucher nun endlich, nachdem er einen Raum des Görzker Geflügelzüchtervereins durchquert hat, in das liebevoll eingerichtete Eva-Zeller-Zimmer. Zum 95. Geburtstag wurde als Überraschung für die Jubilarin das Zimmer noch einmal vollständig neu eingerichtet. Tochter Susanne gestaltete in halbjähriger Arbeit – in Eigenregie und mit eigenem Geld – das Zimmer so um, dass es nun dem Lebensstil und Charakter ihrer Mutter entspricht. Kühl, kein Plüsch und nüchtern, spiegelt sich hier nun die Biographie der berühmten Schriftstellerin aus Görzke wider. Die gelebte Sentimentalität und die Emotionen der Mutter finden allerdings Niederschlag in ihren zahlreichen Werken, so Tochter Susanne.

Drei große Rollups vermitteln dem Besucher biographische Eckdaten, Preisverleihungen und Buchproduktionen. Zahlreiche Fotos zeugen vom Leben auf dem ehemaligen Gutshof in Görzke, als Studentin in Berlin, als Kriegerwitwe, von den Jahren in Deutsch-Südwestafrika und von den Begegnungen mit großen Persönlichkeiten aus der Welt der Literatur. Zur Neueröffnung des Eva-Zeller-Zimmers kamen zahlreiche ehemalige Schülerinnen und Schüler, Freunde Bekannte und Weggefährte um ein paar Worte mit der hoch betagten Jubilarin zu wechseln. Ihre drei Kinder Susanne, Cordula und Joachim umsorgten ihre Mutter rührend während der Geburtstagsfeier.

Von dem neu gestalteten Raum war das Geburtstagskind sehr angenehm überrascht und sichtlich gerührt, vor allem von einer mit ihren wichtigsten Buchtiteln bedruckten Tischdecke. Kaum auffallend steht hier auch der winzige Tisch mit der alten Schreibmaschine, auf der so viel Literatur entstanden ist. Der Görzker Bürgermeister Jürgen Bartlog sagte bei der Neueröffnung des Eva-Zeller-Zimmers und der Gratulation zum 95. Geburtstag: „Die Schriftstellerin Eva Zeller ist deutschlandweit bekannt und dieses Zimmer hier ist nur eine kleine Wertschätzung für ihr Schaffen.“

Handwerkerhof Görzke
Kirchstraße 18/19
14828 Görzke
Tel. 0338 47.402 55 / 402 60
www.toepferort-goerzke.de

Prof. Dr. Wolfgang Jacobeit (1921–2018)



Prof. Wolfgang Jacobeit am 15. Januar 1981 auf einem Seminarkurs des Volkskunde-Fernstudiums im Vogtland

Am 29. Juli 2018 verstarb im Alter von 97 Jahren in Fürstenberg/Havel der international geachtete Hochschullehrer, Volkskundler und Museologe Wolfgang Jacobeit. Seine Forschungsansätze, Schriften und Ausstellungskonzepte waren richtungsweisend und schufen seit den 1960er-Jahren die Grundlagen für eine moderne museologische Arbeit unter DDR-Bedingungen. Dabei zog sich sein Bemühen um die Zusammenarbeit von Ost und West in schwieriger Zeit durch seine wissenschaftliche Arbeit, die völlig frei von ideologischen Einseitigkeiten war. Doch scheute er keine klaren Worte, wenn es darum ging, Farbe zu bekennen. Sein größtes wissenschaftliches Verdienst ist, mit anderen deutschen Volkskundlern eine Europäische Ethnologie der Moderne entwickelt zu haben.

1956 holte ihn der Antifaschist und Direktor des Ostberliner Instituts für deutsche Volkskunde, Prof. Wolfgang Steinitz, in die DDR. Nach schwieri-

gen Erfahrungen in Göttingen, wohin es den Ostpreußen nach dem Krieg verschlagen hatte, und aufgrund seiner antifaschistischen Grundhaltung hoffte er auf eine gesellschaftliche Erneuerung Deutschlands auf sozialistischer Basis. In dem vorgefundenen produktiven, innovativen und humanistischen Arbeitsumfeld habilitierte er sich 1961 als Mitarbeiter des Akademie-Instituts mit der beeindruckenden Arbeit „Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts“. In den Folgejahren erarbeitete er eine umfangreiche Dokumentation von landwirtschaftlichen Arbeitsgeräten in den regionalen Museen der DDR, ein Schatz, der bis heute nicht gehoben ist. Eine damit verbundene Studiensammlung von Agrargeräten bildete ab 1976 den Grundstock für das „Museum der agraren Produktivkräfte“ in Wandlitz. Von 1972 bis 1979 leitete er als Direktor das Berliner Museum für Volkskunde und hatte ab 1980 bis zu seiner Emeritierung den Lehrstuhl für Ethnographie an der Humboldt-Universität zu Berlin inne. Als Hochschullehrer hat er über zwei Jahrzehnte u. a. drei Fernstudien-Matrikel für Museologen begleitet, in denen etliche Fachkollegen aus vielen Museen der DDR das nötige Rüstzeug für eine moderne Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit auf wissenschaftlicher Grundlage bekamen.

Wolfgang Jacobeit ging es bei der Erforschung der materiellen Kultur nicht nur um die Funktion der Dinge, sondern gerade auch um deren sozialhistorische Einbindungen. Dieser Forschungsansatz zieht sich durch sein gesamtes wissenschaftliches Werk, das neben den agrarhistorischen Studien viele wissenschaftsgeschichtliche Arbeiten hervorgebracht hat, insbesondere zur NS-Volkskunde, zur Großstadt- und Arbeiterkulturforschung sowie die gemeinsam mit seiner Frau Sigrid verfasste dreibändige „Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900 bis 1945.“

Immer ging es ihm um die international-interdisziplinäre Erforschung der Volkskultur in ihrer Gesamtheit auf der Grundlage eines sozial- und kulturhistorischen Wissenschaftsverständnisses. Das ist abzulesen an seinen Konzepten zum Großprojekt „Magdeburger Börde“, bei dem es um den historischen Wandel dieser frühindustrialisierten Agrarregion ging, und an der vielbeachteten Ausstellung „Großstadtproletariat. Zur Lebensweise einer Klasse“ 1983 im Museum für Volkskunde.

Als einer der Schüler von Prof. Jacobeit habe ich bis an sein Lebensende seine aufrichtige Zugewandtheit und sein niemals erlahmendes Interesse an meiner Museumsarbeit erfahren. Schon während des Fernstudiums gab er den Anstoß dafür, dass ich mich eingehend mit der Geschichte und den Methoden des Faches Deutsche Volkskunde, das heute zumeist „Europäische Ethnologie“ genannt wird, beschäftigte. Zu meiner 1988 verteidigten Dissertationsschrift über den Bonner Germanisten Hans Naumann war er der Hauptgutachter. In dieser Eigenschaft hat er mich ergebnisorientiertes wissenschaftliches Arbeiten gelehrt, bei dem durch intensives Quellenstudium und durch fachlichen Disput ein tiefes Verständnis für die theoretischen Grundlagen des Fachs entsteht. Wie man die damit gewonnen Erkenntnisse in der museologischen Praxis umsetzt, hat er selbst vorgelebt. Insofern bleibt zu wünschen, dass seine innovativen Ansätze sowohl in Forschung und Lehre als auch, und nicht zuletzt, in der täglichen Museumsarbeit berücksichtigt und weiterentwickelt werden.

Reinhard Schmook

35 Jahre Engagement für das „Agrarmuseum Wandlitz“ Christine Papendieck geht in den Ruhestand

Ende Februar 2019 ging Frau Dr. Christine Papendieck in den wohlverdienten Ruhestand. Über Jahrzehnte war der gute Ruf des Wandlitzer Agrarmuseums und seit 2013 des „Barnim Panorama – Agrarmuseum und Naturpark Barnim“ mit ihrem Namen verbunden.

Dass Frau Dr. Papendieck einmal die Einrichtung mit der größten Landtechniksammlung in Brandenburg leiten würde, war zu Beginn ihres Berufsweges noch nicht zu ahnen, auch wenn sie schon im Rahmen ihres agrarwissenschaftlichen Studiums von 1973 bis 1977 an der Humboldt-Universität zu Berlin eine Diplomarbeit im Fachgebiet Agrargeschichte erstellte. Erste Kontakte in den Barnim und zu den Landwirtschaftsbetrieben der Region knüpfte sie von 1977 bis 1979 mit einem Absolventeneinsatz in der damaligen LPG (P) Klosterfelde. Von 1979 bis 1983 folgte eine wissenschaftliche Aspirantur am Institut für Ausländische Landwirtschaft/Agrargeschichte der Humboldt-Universität und die Promotion zum Dr. agr.. 1984 startete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im damaligen Museum der agraren Produktivkräfte in Wandlitz.

1984 war dann auch ihr erstes Museumsfest, das traditionell am Internationalen Museumstag begangen wird und in Wandlitz jedes Jahr rund 2.500 Besucher anzieht. Die erste inhaltliche Bewährungsprobe kam 1984/85 mit der Neugestaltung des Ausstellungsbereichs „DDR-Landwirtschaft“.

Ab 2003 wirkte Frau Dr. Papendieck als Museumsleiterin. Sie übernahm diese Aufgabe von ihrem Mann Hans

Papendieck, der das Agrarmuseum Wandlitz von 1981 bis 2003 geleitet hatte.

Schon seit den achtziger Jahren war klar, dass das Museum dringend neue Gebäude braucht. War es zu DDR-Zeiten das fehlende Geld, so musste Anfang der neunziger Jahre um das Überleben des Agrarmuseums gekämpft werden. Ein Trägerwechsel vom Landkreis zur Gemeinde Wandlitz erwies sich im Nachgang als großer Glücksgriff. Ohne das Engagement der Gemeindeverantwortlichen in diesen Jahren wären ein Neubau und die Umwandlung zum Barnim Panorama nie möglich gewesen. Frau Dr. Papendieck war hier immer diejenige, die die Beteiligten motivierte und Ideen in praktisches Handeln umsetzte.

Die Erhaltung, die Entwicklung und die grundlegende bauliche Neugestaltung für das Agrarmuseum Wandlitz kosteten viel Energie und waren nicht frei von Rückschlägen. Im Jahr 2013 war es dann aber endlich soweit: der Neubau des Barnim Panorama konnte übergeben werden. Und die Museumsleiterin konnte und kann zu Recht stolz auf das Erreichte sein.

Wichtig war Frau Dr. Papendieck immer der fachliche Austausch mit Kolleginnen und Kollegen im Brandenburg und Berlin. So ist sie Mitglied des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V. und der Fördergesellschaft Albrecht Daniel Thaer e.V.. Der Förderverein Agrarmuseum Wandlitz e.V. zählt sie zu seinen Gründungsmitgliedern.



Christine Papendieck 2004 in der Dauerausstellung auf einem „ihrer“ Traktoren

Waren die ersten 25 Jahre oft vom Kampf um den Erhalt „ihres“ Museums und um einen Neubau geprägt, so standen und steht in den letzten fünf Jahren die Sorge um die zukünftige inhaltliche Ausrichtung der Einrichtung im Mittelpunkt. Trotz einer guten personellen und finanziellen Ausstattung des Barnim Panorama führte die Personalpolitik der Gemeinde Wandlitz als Träger der Einrichtung dazu, dass kein Personal mehr mit Landwirtschafts- oder Landtechnikbezug im Museum angestellt ist. Wie soll und kann inhaltlich und pädagogisch im landwirtschaftlichen Bereich überzeugende Arbeit geleistet werden, wenn niemand „im Hause“ ist, der weiß, wie Säen und Ernten funktioniert, oder wie man einen Lanz Bulldog in Gang bringt?! Dies soll ausdrücklich keine Kritik am jetzigen, motivierten Personal sein. Es ist aber eine Mahnung an den Träger der Einrichtung.

Am Sonntag, dem 23. Juni 2019 werden der Förderverein und sicherlich viele Gäste im Rahmen eines Sonderkonzertes von „Musik im Museum“ unserer langjährigen Museumschefin noch einmal Danke sagen.

Reinhold Dellmann

Abschied vom Stadtmuseum

Hartmut Preuß geht in den Ruhestand



Hartmut Preuß in seinem Stadtmuseum

Kaum siebzig Jahre ist Eisenhüttenstadt nun „alt“, die 1951 gegründete Planstadt an der Oder, und über fast die Hälfte dieser Zeit gestaltete Hartmut Preuß das kulturelle Leben in der Stadt maßgeblich mit. An seinen Namen knüpft sich der Aufbau dreier Museen: das Feuerwehrmuseum, die Galerie und das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR. Mit Entschlossenheit und Verwaltungsgeschick nutzte er die unsicheren Wende- und Umbruchsjahre als Chance für die Kultur, wie er es auch verstand, „seine“ Kultureinrichtungen durch kameralistische Dürreperioden zu führen.

Preuß' Kinderstube stand im Oderbruch, die Erweiterte Oberschule besuchte er in der Kreisstadt Seelow. Anfang der siebziger Jahre begann er an der Friedrich-Schiller-Universität Jena sein Lehramtsstudium in Geschichte und Deutsch. Mit dem Fachlehrer-Diplom in der Tasche ging er zurück in den Bezirk Frankfurt (Oder), um in Friedland 1976 seine erste Lehrerstelle anzutreten.

Nach zehn Jahren im Kreis Beeskow zog es ihn gemeinsam mit seiner Frau nach Eisenhüttenstadt. Den Schuldienst hängte er 1986 an den Nagel, als der Stadtrat für Kultur nach einem Stellvertreter suchte und ihn in Hartmut Preuß fand. Kultur war damals auf Expansionskurs, genauso wie die Stadt, die unablässig zu wachsen schien. Ein gutes Dutzend kultureller Einrichtungen standen damals unter kommunaler Obhut, darunter das 1980 eröffnete Stadtmuseum. Als Stellvertretender Abteilungsleiter Kultur kümmerte sich Preuß unter anderem um die Bibliothek, die Musikschule und das Museum. Ab 1986 begleitete er den Aufbau des Feuerwehrmuseums, bis die „Wende“ zu einem Baustopp führte. Preuß fand Verbündete und Geldgeber, um die Ausstellungshalle vollenden und die historischen Löschfahrzeuge restaurieren zu können. Kaum ging das Haus 1992 als eines der größten Feuerwehrmuseen Ostdeutschlands an den Start, wandte sich Preuß einem neuen Großvorhaben zu, das Eisenhüttenstadt zum Pionier auf dem Gebiet der zeithistorischen Museen machen sollte: Als in Eisenhüttenstadt Ideen zu einem Museum mit DDR-Alltagsobjekten diskutiert wurden, ebnete Preuß dem Aufbau des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR den Weg, den es anfangs bis 1999 im Verbund mit dem Städtischen Museum zurücklegte.

Die frühen neunziger Jahre, die gerade für Eisenhüttenstadt eine heftige Zäsur bedeuteten, waren für die kommunale Kultur also eine durchaus fruchtbare Periode. Preuß nennt sie „eine total wilde Zeit“, denn abseits eingetretener Pfade verlangte sie vor allem Findigkeit, Improvisationsvermögen und rasches Handeln. Eigenschaften, die Preuß mehrfach unter Beweis stellen konnte, so als es eine Heimstatt für die beachtliche kommunale Kunstsammlung zu finden galt: Ein leerstehendes Nachbargebäude des Museums wurde binnen zweier Jahre zur Galerie aus-

gebaut, mit einem Raumparcours, wie man ihn sich kaum besser wünschen könnte.

Mitte der neunziger Jahre wurde Preuß, nun schon zehn Jahre im Kulturressort, zum Amtsleiter berufen. Wiederrum ein Jahrzehnt bekleidete er dieses Amt, bis man 2004 den Kulturetat zusammenkürzte. Preuß wechselte an die Spitze des Städtischen Museums und entstaubte dieses gehörig. Trotz schmalen Etats konnte er im Tandem mit „Kulturland Brandenburg“ eine Reihe von zeitgeschichtlichen Sonderausstellungen präsentieren, aus der eine neue ständige Ausstellung erwuchs. Vor allem gelang es Preuß, den nicht einfachen Standort des Museums im Ortsteil Fürstenberg – einst selbständige Kommune, nun Außenposten der Kernstadt – in einen Aktivposten umzumünzen. Er machte das Haus zu einem kulturellen Zentrum mit einem vielfältigen Programm und gab ihm Zugkraft über die Stadt hinaus.

Als 2012 das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in seiner Existenz gefährdet war, fiel es zurück in den kommunalen Museumsverbund und damit wieder in die Obhut von Hartmut Preuß. Die nächsten drei Jahre nutzte er, um am Aufbau einer neuen Trägerstruktur mitzuwirken, das Vertrauen in die Einrichtung bei Stadt, Kreis und Land neu aufzurichten sowie das Publikum gezielt durch neue Programmschwerpunkte anzusprechen.

Über dreißig Jahre blieb Hartmut Preuß die Konstante in der städtischen Kulturarbeit. Was Wunder, dass man bei seinem Abschied vom Ende einer Ära sprach.

Axel Drieschner

Museum mit Handschrift

Corinna Junker geht in Lübben neue Wege

Es ist eine kleine Zeitenwende, die das Museum Schloss Lübben derzeit erlebt: Seit Juli 2018 ist Corinna Junker als Nachfolgerin von Christina Orphal neue Museumsleiterin, und etwa seit diesem Zeitpunkt wird an einem neuen Ausstellungskonzept gefeilt. Hinzu kommt, dass die Museumspädagogik an Profil und die Sammlung an Struktur gewinnen soll.

Was nach viel Arbeit für eine neue Chefin klingt ist für Corinna Junker vor allem eins: die wunderbare Möglichkeit, das Haus mit einer eigenen Handschrift zu führen. „Das ist viel spannender, als wenn alle Strukturen fest etabliert sind“, sagt die kurz vor ihrer Promotion stehende Kunsthistorikerin. Seit 2016 arbeitet sie als Mitarbeiterin im Lübbener Museum, zuvor war die Wahl-Cottbuserin während eines Freiwilligen Jahres im Haus tätig.

Ihr großes Augenmerk liegt darauf, das Museum als wichtigen außerschulischen Lernort zu etablieren. „Damit rennen wir bei Kitas und in Grundschulen offene Türen ein“, erzählt sie. Für die Arbeit mit oberen Klassen bräuchte sie mehr Ressourcen. „Dafür müssten wir unsere Arbeit stärker an den jeweiligen Lehrplan anbinden“, erklärt sie. Um das zu gewährleisten, plant die Lübbener Stadtverwaltung, die Museumspädagogik gemeinsam mit anderen Kommunen und in Zusammenarbeit mit dem Landkreis neu aufzustellen – die Politik steht dabei hinter der Museumsarbeit.

Doch nicht nur Kinder und Jugendliche will Corinna Junker ansprechen. Eine intensiviertere Erwachsenenbildung und Bürgerbeteiligung soll das

Museum zu einem Ort der Erkenntnis und des Erlebens machen. Dazu gehört, dass sie neben der Vermittlung von Wissen zu ungewöhnlichen Themen („Musenhöfe an Oder und Spree“, „Die Reformation auf Ofenkacheln“) auch immer wieder Sonderausstellungen zu populären Themen anbietet. Ihre erste Sonderausstellung zum Thema „Film im Spreewald“ gehörte dazu. Die Sonderchau „Lübben in den 1970er und 80er Jahren“ im Winter 2018/19 war die bestbesuchte überhaupt. Im nächsten Winter soll die „Wendezeit“ großes Thema sein, für das die Chefin Zeitzeugen befragen will.

Wie solche Zeitzeugenberichte aufbereitet und präsentiert werden, ist eine der Aufgaben beim neuen Museumskonzept. Multimedial und interaktiv ist das große Zauberwort – die Informationen sollen so fließen, dass jede Besucherin und jeder Besucher die ihm angenehme Dosis an Wissen erreicht. Dabei sollen neueste Techniken wie Virtual Reality zum Einsatz kommen – nicht um der neuen Technik willen, sondern damit die Inhalte, die das Museum vermitteln will, auch bei jedem ankommen und neue Besucherinnen und Besucher anlocken.

Sich per VR ins Lübben vor dem Zweiten Weltkrieg „beamen“, sich mittels Touchscreen Fragmente von Zeitzeugenberichten anhören – das soll die Zukunft des Museums unter anderem bringen. Das dazugehörige Konzept, das Corinna Junker maßgeblich entwickelt hat, ist bei den Lübbener Stadtverordneten auf offene Ohren gestoßen – nicht zuletzt deshalb, weil das Museum dabei auch



Corinna Junker im Wappensaal des Schlosses Lübben

ganz Museum bleiben möchte. „In der Amtsstube wird es trotzdem Stempel und Schreibmaschine zum Ausprobieren geben“, sagt die Chefin – klassische Museumräume bleiben also Teil der Dauerausstellung.

Auch eine andere Grundaufgabe eines Museums bleibt und soll neu strukturiert werden – die Sammlung. Seit 1997 sammelt das Lübbener Museum überhaupt erst wieder aktiv, nachdem es durch die Zerstörung im Zweiten Weltkrieg fast die ganze Sammlung verloren hatte. Die Sammlung – vorrangig zu allem, was Lübben betrifft – ist inzwischen beträchtlich angewachsen, befindet sich aber nicht unter besten klimatischen Bedingungen. Hier ist Abhilfe zu schaffen und zu entscheiden, unter welchen Aspekten künftig was gesammelt werden soll. Auch hier wird Corinna Junker ihre eigene Handschrift – wie auch beim Ausstellungskonzept und bei der Museumspädagogik – entwickeln.

Dörthe Ziemer

„Lernort Prignitzer Museen“ Ein museumspädagogisches Kooperationsprojekt



Museumspädagogisches Angebot im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg

Das im August 2018 begonnene Projekt „Lernort Prignitzer Museen“ versucht die Museen der historischen Region Prignitz zu attraktiven außerschulischen Lernorten aufzuwerten. Beteiligt sind inzwischen 24 Museen und museumsnahe Einrichtungen aus zwei Bundesländern (Brandenburg und Sachsen-Anhalt) und drei Landkreisen (Ostprignitz-Ruppin, Prignitz und Stendal).¹

Vorgeschichte

Das Projekt hat eine lange Vorgeschichte: Der Gründer und Leiter des Schlossmuseums Wolfshagen, Prof. Bernhard von Barsewisch, hatte bereits vor über 15 Jahren die Idee, beim Thema Museumspädagogik zu kooperieren. Da sich die einzelnen Museen keine*n Museumspädagog*in leisten konnten, kam die Idee auf eine gemeinsame Stelle für mehrere Museen der Region zu finanzieren. Es dauerte einige Zeit bis die passende Struktur gefunden war und sich weitere Museen aus der Region anschlossen, aber als dann 2015 der Förderkreis Prignitzer Museen e. V. gegründet wurde, ging es schnell: Bereits im August 2017 konnte die Idee im Rahmen des Projekts „Lernort Prignitzer Museen“ umgesetzt werden.

Finanzierung der ersten Projektphase

Da die Träger der Museen in der strukturschwachen Region zusätzliche finanzielle Mittel kurzfristig nicht bereitstellen konnten, war klar, dass Fördermittel für das Projekt benötigt werden. Bei fast allen Förderprogrammen besteht allerdings die Schwierigkeit, dass ein nicht unerheblicher Prozentsatz an Eigenmitteln erforderlich ist. Diese Hürde wäre für die Mitgliedsmuseen alleine nicht zu stemmen gewesen, weshalb der Förderkreis unter seinen beiden Vorsitzenden Frank Riedel und Prof. Bernhard von Barsewisch auf lokaler Ebene weitere Geldgeber zu finden versuchte. Es beteiligten sich letztlich die Dr. Neubert-Stiftung, die Landkreise Ostprignitz-Ruppin und Prignitz sowie die Sparkassen dieser beiden Landkreise.

Die Kommunen Perleberg und Wittstock stellen darüber hinaus jeweils unentgeltlich einen Arbeitsplatz für den Museumspädagogen zur Verfügung.

Die Umsetzung

Im August 2017 begann dann die eigentliche museumspädagogische Arbeit auf Basis eines Werkvertrags. Die größte Herausforderung lag in der großen Zahl der teilnehmenden Museen und den räumlichen Distanzen. So beträgt die Entfernung zwischen einzelnen Mitgliedsinstitutionen teilweise über 70 Kilometer. Dies erschwerte die erste Projektphase: die Erfassung des Status quo. Dieser stellte sich zudem als äußerst heterogen heraus: Einzelne Mitgliedsinstitutionen (insbesondere die kleinsten, ehrenamtlich betriebenen Museen) hatten über Führungen hinaus keinerlei museumspädagogisches Angebot, während andere bereits ein umfangreiches museumspädagogisches Programm anboten und teilweise sogar über pädagogisches Fachpersonal verfügten.

In der ersten Projektphase wurde auch die Infrastruktur erfasst: Einige Mitgliedsinstitutionen sind beispielsweise nicht oder nur sehr sporadisch mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Weiter wurde auch die Barrierefreiheit der Mitgliedsmuseen betrachtet, wobei sich herausstellte, dass insbesondere bei Museen in historischen Gebäuden einiges bei der Planung museumspädagogischer Angebote zu beachten ist.

In der zweiten Projektphase ging es zum einen darum, die bestehenden

museumspädagogischen Angebote mit Blick auf die aktuellen Rahmenlehrpläne des Landes Brandenburg zu überarbeiten und dabei auch die Rahmenlehrpläne angrenzender Bundesländer (Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern) zu beachten. Zum anderen wurden insgesamt 24 neue museumspädagogische Formate entwickelt.

Schwerpunkt der dritten Projektphase war, die überarbeiteten und neu entwickelten Formate an die Hauptzielgruppe heranzutragen. In einem ersten Schritt wurden alle Schulen der Region angeschrieben. Da dies allein selten zum Erfolg führt, wurden anschließend zahlreiche Gesprächstermine an den Schulen vor Ort vereinbart, um über die stark verbesserte Angebotslage in den Museen der Region zu informieren. Ein willkommener Türöffner war dabei die Nachricht, dass sich die Sparkassen der Landkreise Ostprignitz-Ruppin und Prignitz bereit erklärten, Fahrtkosten zu Museen innerhalb der Landkreise mit bis zu 50 Prozent der Kosten zu bezuschussen: Die teilweise schlechte Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr war neben fehlenden lehrplankonformen Angeboten bis dahin einer der Hauptgründe, warum die Museen der Prignitz nur noch sehr selten als außerschulische Lernorte genutzt worden waren.

Praxisbeispiele

Neben klassischen museumspädagogischen Angeboten in den Mitgliedsinstitutionen, wie wechselseitigen Führungen (Schüler*innen bereiten in Kleingruppen ein Thema der Ausstel-

lung so vor, dass sie es anschließend den anderen präsentieren können), entstanden auch Formate, die sonst eher selten sind: Höhepunkt der Arbeit mit Schulkassen war der Blüten-Tag am 2. Juli 2018, an dem ca. 300 Grundschüler*innen der Jahnschule in Wittenberge an einem Projekttag zum Dorfleben um 1900 teilnahmen. In dem Dorf mit 80 Einwohner*innen besuchten sie zwei Mitgliedsmuseen des Förderkreises (Dorfmuseum und Pfarrhausmuseum), zwei Bauernhöfe, die Dorfkirche, lösten Aufgaben bei einer Rallye durch den Pfarrgarten und sahen einem Schmied bei der Arbeit zu.

Ein Höhepunkt der außerschulischen Arbeit mit Jugendlichen war ein Ferienworkshop im Modemuseum Meyenburg zum Thema „Upcycling“. Eine Woche lang stellten Jugendliche mit unterschiedlichstem sozioökonomischen Hintergrund aus aussortierten Kleidungsstücken neue Mode her. Dass die Prignitzer Museen nicht nur Lernort für Minderjährige sind, zeigte ein im Rahmen des Projekts angebotener Volkshochschulkurs, bei dem in historisch-chronologischer Reihenfolge zwölf Mitgliedsmuseen von Teilnehmer*innen der Generation 60+ besucht wurden.

Verstetigung und Ziele

Für das Jahr 2019 konnte über einen Fördermittelantrag bei der Plattform Kulturelle Bildung eine Anschlussfinanzierung sichergestellt werden. Der Eigenmittelanteil wurde ein weiteres Mal über die Dr. Neubert Stiftung bereitgestellt. Mit dem Fördermittelantrag einher geht in diesem Jahr eine stärkere Fokussierung auf inklu-

sive Angebote. Die Prignitzer Museen wollen so außerschulische Lernorte für Alle werden. Dafür sollen auch die bestehenden Projekte wie der Blüten-Tag verstetigt und finanziell gesichert werden.

Ein weiteres Ziel ist es, verstärkt auch Schulklassen aus angrenzenden Landkreisen in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt sowie aus Berlin und Hamburg anzusprechen und für die Prignitzer Museen zu begeistern.

Ab 2020 soll dann eine feste Museumspädagogengestelle etabliert werden, finanziert von den Landkreisen und Kommunen der Region. Für 2020 hat übergangsweise die Plattform Kulturelle Bildung einen weiteren Zuschuss zugesagt.

Das Projekt „Lernort Prignitzer Museen“ ist somit ein Beispiel dafür wie trotz Strukturschwäche einer Region durch Kooperation, Überzeugungsarbeit und Geduld Erfolge in der kulturellen Bildung erzielt werden können.

Philippe Carasco

¹ Beteiligt sind: Museumsturm Alt-Daber, Wunderblutkirche Bad Wilsnack, Gedenkstätte Todesmarsch Belower Wald, Dorfmuseum Blüten, Pfarrhausmuseum Blüten, Archäologischer Park Freyenstein, Prignitz Museum Havelberg, Museum im Klosterstift zum Heiligengrabe, Papierfabrik Hohenofen, Fossilienhaus Horst, BUND-Besucherszentrum Lenzen, Prignitzer Kleinbahnmuseum Lindenberg, Ev. Klosterstift Marienfließ, Modemuseum Meyenburg, Schlossmuseum Meyenburg, Stadt- und Regionalmuseum Perleberg, DDR-Museum Perleberg, Oldtimermuseum Perleberg, Museumsfabrik Pritzwalk, Stadtmuseum Wittenberge, Schlachtfeld 1636 Wittstock, Schlossmuseum Wolfshagen, Wegemuseum Wusterhausen sowie das Museum in Gründung in Kyritz.

Atomkraft ins Museum? Ein Experten-Workshop in Rheinsberg

Am 15. November 2018 lud der brandenburgische Museumsverband in Zusammenarbeit mit dem Verein Stadtgeschichte Rheinsberg e.V. und der Energiewerke Nord GmbH zu einem Experten-Workshop nach Rheinsberg ein. Viel Wald und Wasser gibt es hier. Wanderer und Radfahrer lieben solche scheinbar naturbelassenen Gegenden. Mittendrin liegen bis heute die baulichen Überreste des ehemaligen Kernkraftwerks Rheinsberg. Einmal als stolzes Symbol sozialistischer Fortschrittlichkeit erbaut, ist es seit bald dreißig Jahren eine reststrahlende Altlast. Ein Fall fürs Museum? Und wenn ja, wie, wo und in welchem Kontext?

Ein Blick zurück: Am 9. Mai 1966 feierte man in der Sowjetunion den 21. Jahrestag des Sieges über das faschistische, das Hitler-Deutschland. Am selben Tag wurde bei Rheinsberg das erste Kernkraftwerk der DDR eingeweiht. Kern der Anlage war ein Druckwasserreaktor sowjetischer Bauart. Mit der Wahl des Datums verband sich daher eine doppelte Danksagung. Als das Kraftwerk im Herbst desselben Jahres ans Netz ging, war man der westdeutschen Konkurrenz im bayerischen Gundremmingen um ein halbes Jahr voraus. Das KKW Rheinsberg war von 1966 bis 1990 am Netz. Hier gemachte Erfahrungen, hier ausgebildete Fachkräfte bereiteten dem nächsten, größeren Nuklear-Vorhaben der DDR, dem KKW Lubmin bei Greifswald, die Basis. Auch nach seiner Stilllegung 1990 blieb das KKW Rheinsberg ein Kompetenzzentrum, ein Pilotprojekt in Sachen Demontage, Entsorgung und Dekontamination. Dieses Erfahrungswissen wird international nachgefragt.

An kaum einem Ort in Brandenburg können einem die Begriffe von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so durcheinander geraten wie hier.

Wenn sich heute etwas, das einmal besonderen gesellschaftlichen Symbolwert hatte, verabschiedet, kommt schnell das Museum als eine Art von kulturellem Altersheim ins Spiel. Wir schaffen diese Dinge oder Institutionen nicht einfach so ab, sondern gönnen ihnen gern ein Nachleben als Erinnerungstück. Aber mit Kernkraftwerken ist das nicht so einfach: In wenigen Jahren wird der konkrete Anlass aller musealen Überlegungen, das ehemalige Kernkraftwerk Rheinsberg, weitgehend verschwunden sein. So will es der Atomausstiegsbeschluss der Bundesregierung. Allein das denkmalgeschützte Verwaltungsgebäude wird dann noch den Standort markieren. Ein eleganter Stahlbetonskelettbau und „besonders qualitätsvolles Zeugnis der DDR-Architektur der sechziger Jahre“¹. In ihm repräsentiere sich ein Zeitgeist, „der vom ungetrübten Glauben an den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und die unbegrenzten Möglichkeiten der Kernenergie geprägt war.“ Ungetrübter Glaube an unbegrenzte Möglichkeiten! Eine historische Aufnahme der „Blockwarte“, der Steuerungszentrale des Kraftwerks, zeigt Ingenieure in weißen Laborkitteln, Holzfurnier, immergrüne Zimmerpflanzen. Sieht alles noch irgendwie ganz harmlos und menschlich aus. Die historische „Blockwarte“ ist zwar erhalten, muss aber transloziert werden. Der zuständigen Landesbehörde war es deswegen nicht einmal möglich, sie in die Liste der technischen Denkmale eintragen zu lassen.

Damit sind wir bereits mitten in einer der Debatten, denen der Experten-Workshop in Rheinsberg ein Forum bieten sollte. Es wurde eine überaus spannende Veranstaltung. Da waren zunächst diese Begegnungen über die Generationen hinweg: Kernkraft-Veteranen mit ihrem unanfechtbaren technischen Erfahrungswissen, daneben der junge Historiker oder die Design-Studenten aus Potsdam mit ihren ganz anderen Wahrnehmungen und Denkstilen. Es war auch der thematische Bogenschlag von den ersten Atomversuchen in Gottow 1942/45, die Geschichte der Wismut-AG bis zu den touristischen Perspektiven für den KKW-Standort Lubmin.

Im Mittelpunkt aber stand Rheinsberg. Der Vorsitzende des Vereins Stadtgeschichte Rheinsberg e.V., Jörg Möller, der tags zuvor bereits durch das Kraftwerk geführt hatte, begründete die Minimalforderung eines Dokumentationszentrums. Die Geschichte des KKW Rheinsberg ist ein Spiegel von mehr als einem Jahrhundert deutscher Zeit- und Technikgeschichte und sie ist nicht zu Ende. Der Historiker Sebastian Stude analysierte die strukturellen Besonderheiten, sowohl innerhalb der Belegschaft, wie in Hinsicht auf die Stadt Rheinsberg, wo für die Kraftwerker eine neue Siedlung gebaut und kulturelle Angebote bereitgestellt wurden.

Ob ein Kernkraftwerksmuseum in oder bei Rheinsberg überhaupt Sinn macht, war Gegenstand einer vom Museumsverband beauftragten Machbarkeitsstudie: Mara Hofmann saldierte die Projektansätze und bewertete sie im bildungspolitischen und touristischen Rahmen der Region.

Die vorhandene Sammlung umfasst derzeit etwa 500 Objekte, von denen sich aber nur 25 Stücke konkreten Funktionseinheiten des Kraftwerks zuordnen lassen. Den Bestand von fast 250.000 Archivalien muss man wohl als Last begreifen, der im Landeshauptarchiv besser aufgehoben wäre, als in Rheinsberg. Die Baukosten für ein Museum veranschlagt Mara Hofmann mit 5 bis 7 Mio. EUR, für jährliche Betriebskosten bis zu 470.000 EUR.

Diese Zahlen waren auch den Teilnehmer/-innen eines Projektseminars des Fachbereichs Kommunikations- und Produktdesign der Fachhochschule Potsdam bekannt. Sie traten an, der Museumsidee zum KKW Rheinsberg ein konkretes Gesicht zu geben (Jule Garschke, Friedrich Kleinschmidt, Carolin Knüttgen, Hardy Salka, Han Ping Tan, Prof. Detlef Saalfeld). Dies ist ihnen auf eindrucksvolle Weise gelungen: Wir sehen ein Gebäude von ikonischer Gestalt. Der Grundriss orientiert sich am Muster jenes grafischen Atomschemas, das als Icon der Nuklearforschung geläufig ist. Um eine Achse sind drei gleichförmige, elliptische Raumkörper angeordnet, die sich durchdringen und überlagern. So entstehen vier Ebenen. Bei 8 m Raumhöhe lassen die Ausstellungsgeschosse großformatige Exponate nicht nur zu, sondern fordern sie geradezu. Die originale Blockwarte und das rekonstruierte Reaktorbecken nehmen zentrale Stellen ein. Wo Großobjekte fehlen, werden raumgreifende Szenografien oder panoramatische Medienprojektionen vorgeschlagen. Der Alltag der Rheinsberger Kernkraftwerker/-innen

(Inszenierung „Berufskleidung“) wird ebenso reflektiert wie die schrecklichen Seiten der Kernenergie (Videoinstallation „Bombenraum“). Bis zum „Branding“, dem Corporate Design in Farbgebung und Typographie, erstreckt sich der Gesamtentwurf.

Das KKW Rheinsberg wurde hier zum Anlass für ein durchaus kritisches Science Center zur Kernenergie. Die vorgeschlagene Atmosphäre schwankt zwischen Nüchternheit und Sakralität, was die ambivalente Aura des Nuklearen durchaus treffend reflektiert. Die Museumsidee hat nicht nur ein Gesicht, sie hat eine Gestalt bekommen, an der entlang man ein wenig träumen darf.

Ein unter den derzeitigen Bedingungen machbares Format präsentierte der Verein für Stadtgeschichte mit seiner Sonderausstellung zur spezifisch Rheinsberger Uran-Tradition („3X Uran“). Neben dem KKW finden sich deren Spuren im leuchtenden Orange der Uranglasur örtlicher Töpfereien in den 1920/30er Jahren oder in der Auslagerung spaltbaren Materials im Zweiten Weltkrieg. Mit geringen Mitteln wurde auch hier einfallsreich am Thema gearbeitet.

Und nun, da von verschiedensten Fachleuten so viel Wesentliches zum Thema KKW Rheinsberg gesagt wurde, wie soll es weitergehen? Entscheidend wird sicher der weitere Umgang mit der historischen Blockwarte sein. Lässt sie sich, wenn schon nicht am Originalstandort, dann doch in Rheinsberg halten, wandert sie nach Greifswald ab oder findet sie in einem der größeren Technikmuseen Asyl? Örtliche Lösungen wird

es jedenfalls nur mit politischem Rückhalt geben. Vertreter dieser Gruppe hat man auf dem Workshop leider vermisst. Auf die Idee eines märkischen Science Centers ist man in Potsdam vielleicht bloß noch nicht gekommen. Jetzt liegt sie auf dem Tisch!

Christian Hirte

¹ Mara Hofmann, Informationszentrum Kernkraftwerk Rheinsberg. Museumsfachliche Machbarkeitsstudie, erarbeitet im Auftrag des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V., September 2017.

Autorinnen und Autoren

Dr. Norbert Baas	Vorsitzender des Freundeskreises Schloss Wiepersdorf – Bettina und Achim von Arnim-Museum e.V.
Dr. Peter Böthig	Leiter des Kurt-Tucholsky-Literaturmuseums, Rheinsberg
Margret Brademann	Leiterin des Brecht-Weigel-Hauses Buckow
Renate Brucke	Erwin-Strittmatter-Gedenkstätte „Der Laden“ Bohsdorf, Vorsitzende des Erwin-Strittmatter-Vereins e.V.
Nicola-Maria Bückmann	Leiterin des Referats 35 (Archive, Bildende Kunst, Literatur, Soziokultur) im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg
Philippe Carasco	Museumspädagoge und Lehrer in Kyritz
Reinhold Dellmann	Minister a.D., Förderverein Agrarmuseum Wandlitz e.V.
Axel Drieschner	Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt
Ralf Gebuhr	Leiter des Ehm-Welk und Heimatmuseums Angermünde
Prof. Dr. Heike Gfrereis	Leiterin der Museumsabteilung im Deutschen Literaturarchiv Marbach
Gabriele Helbig	Leiterin Museum und Galerie Falkensee
Dr. Christian Hirte	Kurator, Berlin
Dr. Hannah-Lotte Lund	Leiterin des Kleist-Museums Frankfurt (Oder)
Dr. Susanne Köstering	Geschäftsführerin des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V., Potsdam
Jürgen Raßbach	Vorsitzender der Christian-Morgenstern-Gesellschaft e.V.
Dr. Thomas Raveaux	Leiter des Dokumentationszentrums Schmidt von Werneuchen
Stefan Rohlf	Leiter des Gerhart-Hauptmann-Museums Erkner
Dr. Reinhard Schmook	Leiter des Oderlandmuseums Bad Freienwalde
Rainer Schwinge	Fotograf, Görzke
Lutz Seiler	Leiter des Peter-Huchel-Hauses, Wilhelmshorst
Prof. Dr. Peer Trilcke	Leiter des Theodor-Fontane-Fontane-Archivs, Potsdam
Tanja Trögel	Leiterin der Friedrich-Wolf-Gedenkstätte Lehnitz
Dr. Peter Walther	Leiter des Brandenburgischen Literaturbüros, Potsdam
Michael Zajonz	Kurator und Journalist, Berlin
Dörthe Ziemer	Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Stadtverwaltung Lübben

Bildnachweis

Titel, S. 4, 24–27, 32, 33, 40, 41,	
48–51, 59–61	Museumsverband des Landes Brandenburg e.V., Foto: Lorenz Kienzle
S. 12, 13, 30	Björn Gripinski, freybeuter
S. 14–17	Kleist-Museum Frankfurt (Oder), Foto: Horst Drawing
S. 18	Chamisso Museum, Foto: Saeed Pirkeh
S. 20–23	Freundeskreis Schloss Wiepersdorf e.V.
S. 34	Gerhart-Hauptmann-Museum, Foto: Marcus Bredt
S. 36, 37	Christian-Morgenstern-Gesellschaft e.V., Archiv
S. 38	Stadt Angermünde, Foto: Christin Neujahr
S. 39	chezweitz, Andree Volkmann
S. 42, 45, 67	Kurt Tucholsky Literaturmuseum
S. 46	Museum und Galerie Falkensee, Foto: Bert Krüger
S. 52, 53	Peter-Huchel-Haus
S. 54, 55	Erwin-Strittmatter-Verein e.V.
S. 56	Rainer Schwinge
S. 58	Reinhard Schmook
S. 62	Stadt- und Regionalmuseum Perleberg



Der Museumsleiter Dr. Peter Böhlig und Kurt Tucholsky auf dem Weg ins Museum im Schloss Rheinsberg

